
Gedichte

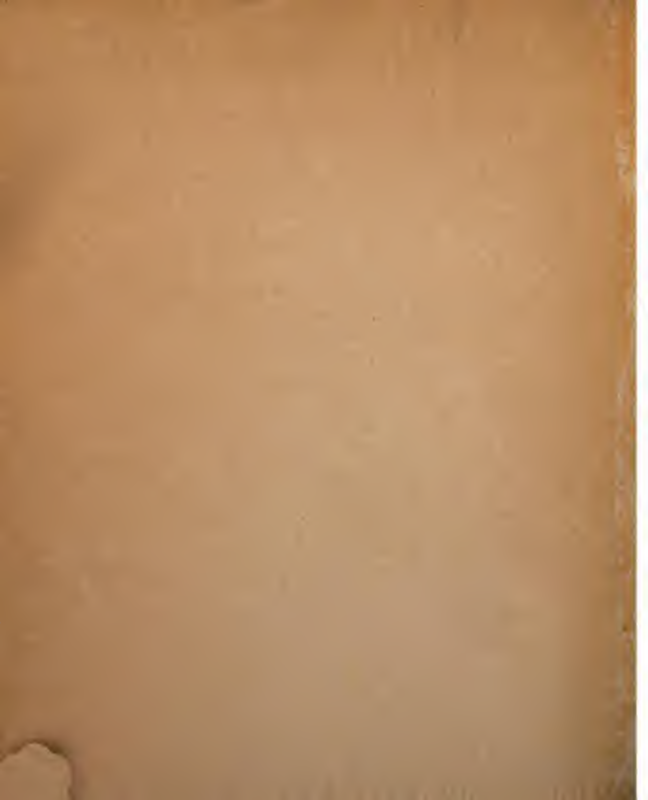



Dei
Sub Numine
Viget



Paul Wilhelm: Gedichte

München und Leipzig bei Georg Müller



Paul Wilhelm / Gedichte

Gez: Hans Temple, Wien.



Paul Wilhelm: Gedichte

pseud. of
Wilhelm Dworaczek

München und Leipzig bei Georg Müller
1913

Dieses Werk wurde im Auftrag von Georg Müller in München gedruckt bei Mänicke und Jahn in Rudolstadt und gebunden bei Hübel und Denck in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner. Dreißig Exemplare wurden auf van Gelder Bütten abgezogen, in Ganzleder gebunden und in der Presse numeriert. Das Exemplar dieser Ausgabe kostet 15 Mark.

Die vorliegende Gesamtausgabe enthält eine Auswahl von Gedichten aus den beiden im Buchhandel vergriffenen Gedichtsammlungen „Dämmerungen“ (1893, 2. Aufl. 1895) und „Welt und Seele“ (1898) sowie die lyrische Lese der Jahre 1898—1912.

Der Verlag.

Dem Angedenken

meiner edlen Mutter

Dämmerungen

(Jugendgedichte)

(1888—1893)

Und lockt dich der Sehnsucht Beben,
Folg', eh die Jugend schwand —
Kredenzt dir den Becher das Leben,
Nimm ihn mit fester Hand. —

Und hast du geleert ihn zum Grunde,
So tief und wunderklar,
Dann danke mit bebendem Munde,
Daß er vergönnt dir war . . .

An meine Mutter

O glücklich du! — Von all den milden Gaben,
Die dir nur karg bemessen das Geschick,
Die Beste war's, daß du so früh begraben,
Daß du noch selig starbst im Traum vom Glück.

Dir ist der herbe Schmerz erspart geblieben,
Daß du verwelken sahst der Hoffnung Kranz,
Nichts mochte deine reine Stirne trüben,
Dein brechend Auge sah nur Sonnenglanz.

Dir, Mutter, ist er mild vorbeigegangen,
Der bittre Kelch, den ich nun leeren muß,
Und selig ruhst du ohne Schmerz und Bangen,
Dir war des Todes Kuß ein Liebeskuß —

Er hat dir alle Qual hinweggenommen,
Für mich die Nacht — dir ew'ges Himmelslicht —
Und all dein Leid, es ist auf mich gekommen,
Ich trag' es, Mutter — und ich klage nicht.

Ein Dämmern nur . . .

Ein Dämmern nur! — — — — Verworrne Schatten schweben,
Erbittert kämpfen Finsternis und Licht,
Ob Nacht ob Tag — ob Tod ob Leben
Ich weiß es nicht!

Mein Auge ist von düstrem Bann bezwungen,
Ein schwerer Alp will mich erdrücken schier,
Wenn ich mich nicht zum Licht emporgerungen,
Verzeiht es mir!

Das Glück hat meine Schwelle nie betreten,
Das helle Glück, das aufwärts führt zum Licht,
Ich hab' es heiß ersehnt — ich hab's erbeten,
Doch kam es nicht!

Ich ringe noch . . . Ich will die Schatten bannen
Des finstern Grames und der Seelennot,
Die Qualen — schwerer — bittrer mir ersannen
Als Nacht und Tod!

Könnt' ich sie zwingen! Wär' das helle Strahlen
Befreiend Götterdämmern des Gerichts!
Ein Morgenrot — nach langer Nacht der Qualen
Ein Tag des Lichts!

Fast ist es mir, als wollt' es hoffend tagen,
Wie wenn ein Sonnenglanz durch Wolken bricht —
Ein Dämmern nur . . . Ich kann's nicht sagen,
Wird's Nacht — wird's Licht! . . .

Dichterlos

Dem Dichter nur ist es vergönnt zu schauen,
Der Menschheit zu der Seele tiefstem Grunde,
Und offen starren sieht er jede Wunde
Und sieht verbluten sie mit leisem Grauen.

Er fühlt, daß Toren nur dem Glück vertrauen,
Und wenn sich's ihm auch lächelnd oft bekunde,
Er weiß — es schlägt ihm bald die herbste Stunde
Und wagt es nicht, auf Kommendes zu bauen.

Dem Alltagsschwarm wird nimmermehr verdorben
Durch Ahnungspein der Freuden reiche Zahl,
Ihm aber ist das Beste früh erstorben —

Durch seine Seele wogt Kassandraqual,
Er hat der Menschheit ganzes Leid erworben —
Und trägt auf seiner Stirn ihr blutig Mal.

Du und ich

Wir haben beide es zu spät erkannt,
Wie heiß und schwer des Glückes Preis erstritten,
Wir haben viel gerungen und gelitten,
Bis wir uns selbst zu dunklem Sein verbannt.

Man hat uns schlecht und elend oft genannt,
Weil wir uns offenbarten keinem Dritten,
Das gleiche Elend mußte uns verkitten,
Vielleicht auch das — daß beide wir verkannt!

Nun denn — so sei im letzten Hauch des Lebens
Des heißersehnten Glückes Preis errungen —
Als später Lohn des duldungsreichen Strebens.

Und ist's im letzten Kampf uns nicht gelungen —
Was gilt ein Mensch, der um die Stirn vergebens
Die Dornen des Martyriums geschlungen!

Hochzeit

Weiß nimmermehr genau, wie es gekommen —
Doch war's ein totesbanger, trüber Tag,
Da junges Glück auf unsern Herzen lag,
Vereint mit Sehnsucht, traurig und beklommen.

Ich hab' erschauernd deine Hand genommen,
Und fühlte pochend deines Herzens Schlag —
Die Nacht brach dämmernd an — in Feld und Hag
War längst im Grau das scheue Licht verglommen...

Im Dunkel war es einer Trauerweide,
Da saßen wir in lautlos tiefem Schweigen,
So traurig und so überselig beide —

Es spielt' der Wind uns auf in dürren Zweigen
Und blasse Nebel tanzten auf der Heide
Zu unserm jungen Bund den Hochzeitsreigen . . .

Ahnung

Ich saß am Herbstesabend unterm Baum,
Durch meine Seele ging ein schwerer Traum.

Die Sonne sank — die Dämmrung brach herein,
Mir war's, — es müsse wer gestorben sein . . .

Der Abendwind durch welke Blätter strich,
Ein banger Schauer faßte leise mich.

Ein Vogel sang. Wie müder Sterbeklang
Sein helles Lied mir in die Seele drang.

Vom Baume flatterte ein welkes Blatt,
Das schien so traurig mir — so lebensmatt —

So fahl erglänzte mir des Abends Schein,
Mir war's — es müsse wer gestorben sein

Dann ging ich heim, bewegt vom Gram,
Der meine Seele schwer in Fesseln nahm.

Und als ich angelangt, da lag ein Blatt
Am Tisch, das meine Furcht bestätigt hat . . .

Mit schwarzem Rand. Ich hielt es in der Hand
Und weinte um das Glück, das mir entschwand.
— — — — — — — — — — — — — — — —

Es ist vorbei — die Erde deckt sie zu,
Schlaf wohl, schlaf wohl in deiner tiefen Ruh!

So fahl erglänzte mir des Abends Schein —
Mir war's — es müsse wer gestorben sein . . .

Reue

Ich habe verbannt von mir das Glück.
Nun leb' ich verschlossen, verdrossen,
Nun kehrt es mir nie und nimmer zurück,
Ich habe verbannt von mir das Glück,
Das Glück, das ich liebend genossen!

Ich stieß dich hinweg in Elend und Not,
Du Treue — du einzige Treue,
Nun bist du gestorben, nun bist du tot,
Ich stieß dich hinweg in Elend und Not,
Nun kommt mir die bittere Reue!

Ich möchte dich scharren aus deiner Gruft,
Dich liebend noch einmal umarmen,
O komm aus dem modrigen Leichenduft,
Ich möchte dich scharren aus deiner Gruft,
Voll Mitleid und voller Erbarmen.

Gib' mir deine weiße Totenhand —
Meine Klagen sollen dich wecken,
Und führ' mich ins bessere Friedensland,
Gib' mir deine weiße Totenhand —
Ich will sie mit Küssen bedecken ......

An deinem Altar

Wie schön es war . . . . . .
In treuer Liebe war ich dir ergeben,
Du warst das Traumbild meiner stillen Nächte,
Warst meines Tages duft'ges Morgenrot,
Und nur zu dir entflohen meine Wünsche,
Denn in dir lag, was diese Erde hegte
An Freude, Schönheit und an Glück für mich . . .
Mein solltst du sein, das hat mir oft und oft
Ein wundersüßes Trugbild vorgelogen —
Wie anders — anders ist es nun gekommen!
Das Leben trennt — es hat auch uns geschieden,
Wir haben uns verlassen, und so sei's
Nun auch herausgesagt — sehr bald vergessen . . .
Nimm's nicht so hart . . . Wohl sündig bin ich — und
Wär' nicht so groß die Schuld — nie fühlte ich
So brennend nun die Reue im Gewissen . . .
Nun weiß ich, was ich tat, — nun faß' ich's ganz,
Weil's keine Sühne gibt, als stumm zu tragen . . .

So kam's: Als ich nach Jahren nun, da längst
Versunken all die wundersüßen Träume
Von einst — dich wiedersah in voller Blüte,
An seinem Arme sah — dem du geweiht
Fürs Leben bald als eheliches Weib,
Und dich für ewig nun verloren wußte
Für mich — der dich ja lange nimmer liebte
Und doch so heiß, so bitter sich gekränkt,
Daß du mit leichtem Sinn die Seine wardst —

Da wurde mir — ich weiß nicht wie — Begrabne
Verschollne Träume wuchsen auf im Innern,
Verlorne Sehnsucht stieg aus dunklen Tiefen,
Und all mein Fühlen, all mein Denken schien mir
Ein tolles Gaukelspiel berauschter Sinne,
Und tausendmal in qualvoll bangen Zweifeln
Fragt' ich mein Herz, fragt' meine Seele, ob ich
Dich immer noch so heiß, so glühend liebt' wie einst,
Und laut aufschrie's in meinem Innern: „Nein!"
Daß ich dich lange — lange nimmer liebte,
Daß alles zwischen uns vorüber sei . . .
. . . . Und doch,
Als ich dich heut' am Altar stehen sah,
In voller Jugendblüte und im braunen Haar,
Dem duft'gen, das ich selig trunken oft geküßt,
Den grünen Myrtenkranz der Liebe prangen sah —
Da war es mir, als hätte sich ein Traum erfüllt,
Den ich dereinst sehnsüchtig, selig oft geträumt,
Als wäre ich's, der dir zur Seite treten müßte,
Als hätte man für mich die Feier hier gerüstet . . .
„Ja, ja, so ist's, ich habe niemals dich verlassen,
Ein Traum nur war's, — daß man so traurig träumen kann —
Wie wär's auch möglich, daß ich dein vergessen,
Komm, gib die Hand mir — sprich ein fröhlich: Ja!" . . .
Und du sprachst „Ja!" und gabst die Hand dem fremden Manne,
Und über beide Hände segnend sprach
Der Priester sein Gebet . . . Die Kirche weihte
Mit heil'gem Band — was uns für immer trennte . .!
Ich aber strich mit müder Hand die bleiche Stirne
Und scheuchte fort das Traumbild, das mich narrte . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Und als ihr beide dann im Traum des jungen Glückes
Den neuen sonnenhellen Weg des Lebens ginget,

Ihn fröhlich gingt — da schnürt's die Kehle mir zusammen,
Und weinen mußt' ich — bitter weinen, wie dereinst
Ich weinen konnte, als ich noch ein Kind gewesen
Und dich geliebt, und wie ich seither nimmermehr
So heiß — so bitterlich geweint . . .

Nun sind sie welk

Nun sind sie welk . . . . . .
Vor kurzem blühten sie noch frisch,
Die duft'gen Blätter dieser jungen Rose,
Jetzt hangen traurig sie und lose,
Verlassen liegt die Blume auf dem Tisch . . .
— — — — — — — — — — — — — — —
Vor kurzem blühte sie noch frisch,
Da hat ein Händchen, weiß und klein,
Mich liebevoll damit geschmückt,
Doch ach — im Spiele hab' ich sie zerpflückt;
Die losen Blätter in den Wind gestreut
Und dem Vergehen sie geweiht — — —
— — — — — — So mag's wohl sein . . .
Da kommt's mir wie ein weher Klang,
Der traurig mahnend meine Brust durchdrang,
So leise flehend wie verstohlnes Weinen —
Bekannten Klang zu hören will's mir scheinen,
Herüber ruft's mir wie aus ferner Zeit:
„Die erste Rose, die dem Tode du geweiht,
Ist diese nicht!" — — — — — — — — — — —
— — — — — — Der Klang verweht,
Und durch die Träume meines Innern
Ein dunkler Schatten tiefer Reue geht.
Stumm weinend denk' ich jener schönen Rosen,
Der allzufrüh verblühten, dauerlosen,
Die auf zwei Wangen fröhlich einst erglühten
Und in der Liebe Sommerhauch verblühten —
— — — — — — — — — — — — — — —

Wann werd' ich je sie wiedersehn,
Die ich in Gram und Elend ließ von hinnen gehn!
Wann seh' ich wiederum die lieben Wangen
In stolzer Jugendfülle rosig prangen!
Nun sind sie hohl und fahl und bleich
An Zähren — bittren Zähren reich! —

— — — — — — — — — — — — — — —

Doch leise mahnend klingt es mir:
„Sieh! diese Rosenblätter hier,
Sie liegen hingestreut am Tisch,
Vor kurzem blühten sie noch frisch,
Nun sind sie welk ....

O sei nicht kalt und rauh mit mir

O sei nicht kalt und rauh mit mir,
Du ahnest nicht, wie weh es tut,
Du ahnest nicht, daß nur in dir
Der Inhalt meines Lebens ruht.

Als mir das eitle Glück der Welt,
Ein Torentraum, — in Nacht versank,
Da hab' den Becher ich zerschellt,
Aus dem ich flücht'ge Wonne trank.

Und schon gesellt' ich mich dem Chor
Der Müden, die zu Tale gehn,
Da rissest du mich stolz empor
Und hießest mich die Gipfel sehn.

Und kühner ward ich allgemach,
Du stärktest mich und gabst mir Mut,
Und ob auch kühl die Lippe sprach,
Ich ahnte doch, daß du mir gut —

Und also litt ich stumm und bleich,
Ein Sklave deinem Herrscherwort.
Da kamst du selbst — und liebereich
Nahmst du die schweren Fesseln fort.

Ich danke dir ... Noch faß ich's kaum.
Wie hast du mich so reich gemacht.
Ein sonnengoldner Morgentraum
Erschienst du mir nach langer Nacht ...

So weile denn, mein spätes Glück,
So sonnig warm, so leuchtend schön.
O wende nicht den Blick zurück,
Schon glüht der Morgen auf den Höhn!

Laß uns vollenden voll und ganz
Das heil'ge Schicksal, das uns winkt,
Daß dieses Tages heller Glanz
Nur in des Todes Nacht versinkt! . . .

O wäre ich so fromm und gut wie du

O wäre ich so fromm und gut wie du,
Dann wär' mir nicht so weh' ums Herze mein,
Die müde Seele fände Rast und Ruh,
Und einmal könnt' ich ganz glückselig sein.

Dann hätt' ich längst verschmerzt, was mich bedrückt,
Und schlösse müd' die Träumeraugen zu,
Die dieser Erde ganze Qual erblickt,
O wäre ich so fromm und gut wie du! . . . .

Zum Scheiden

Ein Paradies schien mir das Leben,
Voll Maienlust die junge Welt,
Du hast mir erst den Kelch gegeben,
Der jede Freude mir vergällt.

Du hast mich heiß geliebt — verlassen,
Verstoßen dann in Nacht und Not,
Du sagtest ja — du mußt mich hassen,
Weil es die Mutter so gebot.

Um ihretwillen mußt du meiden,
Den du dereinst so heiß geliebt,
Reich mir die Hand — das ist ein Scheiden,
Nach dem's kein Wiederfinden gibt!

Wir gehen fürder sondre Pfade,
Des Lebens rauhen Weg gehst du —
Mein Kahn lenkt leise dem Gestade
Der ew'gen Friedensheimat zu . . .

Schicksal

Ich weiß, es kommt ein trüber Tag,
Da jäh erstarrt des Herzens Schlag,
In Nacht verlischt das goldne Licht,
Da mir der letzte süße Traum
Zerrinnt wie flücht'ger Wellenschaum,
Der sich am Strand des Lebens bricht . . .

Mir ist, als wär' sie allzunah,
Die ich im Traume oft ersah,
Die Stunde, trüb und nebelbleich,
Die aus der Hoffnung Maienland
Mit kalter, starrer Totenhand
Mich führt ins dunkle Schattenreich . . .

Wohlan! Ich will ins Aug' ihr sehn
Und ohne Furcht und Zagen gehn,
Mit festem Schritt den schmalen Steg,
Der aus der Welt von Qual und Pein
Zum ew'gen Frieden führt hinein,
Den rot umbuschten Dornenweg . . .

Du weinst! ...

Es ist vorbei. — Es war ein Traum,
Ein süßer — allzusüßer Trug,
Der mir das Herz in Fesseln schlug,
Nun schwand er hin wie Wellenschaum.

Wohl meint ich liebeglühend einst,
Du wärst fürs ganze Leben mein,
Nun aber muß geschieden sein,
Reich mir die Hand! Lebwohl! — — —
— — — — — — — — — Du weinst! ...

Einst war mir ...

Einst war mir die Liebe wie Sonnenschein,
Wie Glanz aus urewigen Höhen —
Ich hab' sie erkannt und habe hinein
Mit geblendetem Auge gesehen!

Dann ward das Auge ermüdet vom Glanz,
Das goldene Licht ist versunken —
Nur manchmal erhob sich noch glühend ein Kranz
Von sprühenden, leuchtenden Funken ...

Nun aber erstrahlt sie — ein einziger Stern,
Ich seh' ihn leuchten und beben —
So schimmernd und flimmernd, unendlich fern
Verzittern — verglühen — verschweben ...

Nun bin ich müd

Nun bin ich müd und verdrossen,
Was soll mir das prangende Licht!
Mein Herz ist dem Hellen verschlossen,
Ich fasse das Sonnige nicht.

Mein Auge will lichtmüd erblinden,
Will sehnend nach ewiger Nacht,
Die lichtleere Tiefe ergründen,
Die alles vergessen macht . . .

Sei still, mein Herz

Die Vögel ziehn dem Süden zu,
Entblättert steht die Weide,
So kahl und freudenleer wie du —
Sei still' mein Herz — und leide . . .

Die dürren Blätter gibt der Strauch
Dem Sturmwind auf der Heide,
Gib ihm dein welkes Hoffen auch —
Sei still, mein Herz — und leide . . .

Und harre, daß Natur auch dich
Des Erdenwehs entkleide,
Und schlafend nimmt ihr Kind zu sich —
Sei still, mein Herz — und leide . . .

Bald wirst du sanft entschlummert sein —
Und selig hüllt euch beide
Ein kühles, bleiches Linnen ein —
Sei still, mein Herz — und leide . . .

Sehnsucht nach dem Süden

Wann wirst du mich endlich umfangen,
Goldprangende Südlandsglut,
Wann wiegt ihr mich träumend, ihr Wellen,
Auf schaumgekräuselter Flut!

Wann laßt ihr im Traume der Schönheit
Vergessen die irdische Qual,
Vom göttlichen Tranke mich nippen,
Und wär's nur ein einziges Mal!

Will einmal nur grüßen die Wunder
Goldglühender Südlandspracht,
Dann sterben in ihres Zaubers
Berückender Sinnenmacht . . .

Am Meer

Purpurn sinkt der Sonnenball,
Mit dem Lichte kämpfen Schatten,
Nebel steigen aus dem Tal,
Auf den Fluren, auf den Matten
Müd der letzte Laut verklingt,
In der Ferne noch entschwingt
Leiser Herdenglockenschall . . .

— — — — — — — — — —

Zauberhaft festgebannt
Weil' ich am Meeresstrand,
Blick' in die blaue Flut,
Bis sich des Abends Glut
Mischt mit dem Meeresschaum,
Und wie in sel'gem Traum
Ruhet das Weltall . . .
Welle an Welle rauscht,
Bäumt sich empor,
Lieblichem Sange lauscht
Forschend das Ohr.
Such' ich der Schönheit Spur
Hier auf dem Meeresstrand,
Oder auf grüner Flur
Ferne im Saatenland!
Sehnend vom Heimatland
Trieb's mich zum Meeresstrand,
Glühend nun saug' ich ein
Schönheit so licht und rein,
Atme der lauen Luft

Würzigen Blumenduft . .
Und von der Heimat fern,
Flüchtig verbannt,
Möchte ich sterben gern
Einsam an diesem Strand,
Aufwärts den Blick gewandt
Schauend ins goldne Licht,
Bis mir das Auge bricht! . . .
Segnest des Todes Nacht,
Leuchtende Südlandspracht,
Glühst mir ins Herz hinein,
Wirfst in die Seele mein
Sterbenden Flammenschein!

— — — — — — — — — — —

Sonne des Südens du
Sei mir gegrüßt,
Bald hast die letzte Qual
Wonne des Friedens du
Weg mir geküßt —
Dank' dir viel tausendmal! . . .

— — — — — — — — — — —

Still auf die Seele sinkt
Leise die Nacht,
Aber noch sterbend winkt
Goldige Pracht . . .
Wie mich des Todes Ruh'
Leise umfließt,
Ewiger Friede du
Sei mir gegrüßt! . . .

Abend

Du stiller Abend!
Wie sonnig verklärt
Ringsum lachen die Fluren und Felder,
Wie im Reiche
Allewiger Ruhe und Friedens . . .
Alles still — kein häßlicher Laut,
Selbst nicht das leise
Rascheln des Laubes
Störet die Seele,
Die himmlische, träumende
Andacht der Seele . . .
Allewige Schönheit!
Blutig umsäumt wallt dein Mantel,
Dein abendglutgoldener Mantel
Weithin über den fernen,
Aufflammenden Horizont!
Purpurn erglüht das Abendrot,
Wie in heiliger Röte der Scham
Aufflammende Rosenwangen — —
Der letzte scheidende Sonnenstrahl
Hat sie wachgeküßt . . .
Lichtstrahlen eilen geschäftig
Hüpfend dahin und fallen noch einmal
Voll auf mein Antlitz . . .
Dann huschen graue
Schatten über die Ebene . . .
Die keusche Erde zürnt,
Zum Schlummer geht sie,

Die Schatten des Unmuts
Stumm auf der Stirne . . .
Wie eine keusche Jungfrau
Nach dem ersten Sonnenkusse
Der Liebe
Aufflammend errötet
In wonniger Anmut —
So die Erde
Beim letzten, scheidenden
Sonnengruße des Abends . . .
Dann huschen Schatten herauf
Und der goldene Sonnenball
Sinkt tiefer und tiefer. — — —
Grau und schmucklos
Senkt sich die Dämmerung,
Leer liegt die Heide,
Ein kühler Wind schauert durch die Baumkronen;
In den Lüften fliegt hin und wieder
Eine Fledermaus . . .
Die Erde aber liegt reglos,
Müd schlummernd und träumend
Entgegenträumend in Sehnsucht
Dem ersten holden
Wachküssenden
Sonnengruße des Morgens . . .

Einsame Seele . . .

Einsame Seele!
Wie so ganz
Gleichst du
Dem sanft wogenden Bache,
Der zwischen aufragenden Bäumen
Und buntfarbigen Blumen
Dahinzieht — ewig rauschend.
Ewig bergend in sich
Das tiefe Geheimnis,
Das leise nur
Seine Wellenlippen murmeln . . .

So dahin auch
Gleitet dein Leben,
Es birgt wie die Flut in sich
Den Schein des Glückes,
Die Blumen des Ufers
Und die Sterne des Himmels . . .
Aber die ewige Sehnsucht rollt
Träne an Träne
Wie die Tropfen der Flut
Ueber den sandigen Boden,
Den der wandernde Fuß
Ruhlos durchschreitet . . .
Perlen und Muscheln,
Schlingpflanzen und schlammiges Gold
Führst du mit dir,
Und in deiner Tiefe

Spiegeln die Bilder
Der reichen Welt sich —

— — — — — — —

Aber wie der Strom
Eilst du
Ruhlos weiter! . .
Die stürzenden Wellen,
Die auftosend auf Felsen,
Grollende Sehnsucht
Hinausjammern ins Weite,
Zerstören die Bilder
Sanftspiegelnder Ruhe . . .
Und rastlos eilst du,
Weiter und weiter,
Bis du endlich
Weinend und jauchzend
Dem Meere der Ewigkeit,
Das dich umbrausend empfängt,
Haltlos stürzest
Mit sehnend geöffneten Armen
An das kalte
Leblose Herz . . .

Herbst

Eine Elegie

(1888)

Schwanke, du grauer Nebel,
Hülle sie ein, des Himmels
Leuchtende Sterne!
Riesle darnieder
Als feiner,
Sprühender Regen,
Erweichend den Boden
Zu schmutzigem Schlamm.
Toset durch Felder und über
Leere Stoppeln, ihr
Herbstliche Winde!
Hülle in trüben Flor dich,
Leuchtende Sonne,
Daß nur leise hindurch
Deine Strahlen schimmern . . .
Ergießet euch,
Wehmut und Trauer,
Gleich der Sündflut der Seele
Über Täler und Fluren —
Und erschließet euch
Mein Herz — meine Seele —
Strömet hervor aus dem ringenden Geiste,
Ihr süßinnige, traute Gedanken,
Leuchtet voran mir als Tröster
Am Abende des Lichts —
Das Licht hat Morgen und Nacht

Wie die Zeit.
Das Licht der Seele,
Das goldig erträumte
Die Sonne des Glückes!
Doch schwand ihr der Tag einst,
Ist finster und traurig die Nacht,
Die gramesdüstre
Nacht des Gemütes . . .
Laßt stumm Gesänge mich sinnen,
Bis Trauer den Traumverlornen ergreift
Und Tränen dem Auge entstürzen.
Wo nahm ich sie her, die elegische Stimmung,
Euch zu besingen, ihr traurigsten
Tage des Lebens! — — — — —
— — — — — — — — Den Weltgeist hab' ich gefühlt,
Sein mächtiger Fittich hat mich leise berührt —
— — — — — — — — Und ich sehe hindurch — —
Durch die grauenden Nebel
Hinauf zu dem prangenden
Throne der Gottheit — — —
— — — — Doch ich erkenne sie nicht,
Flammen umzüngeln, Strahlen umlechzen
Goldig ihr Haupt — — — — — —
Aber nun — — — — der Dämon der Erkenntnis
Und der Genius der Wahrheit
Fassen mich an und führen mich weiter
Ueber strahlende Bahnen zu finstern Gewölben,
Wo Tote in den Lüften baumeln, und
Bleichend Gebein schimmert . . .
Todkalt umweht mich der Hauch,
Den hohnlachend der Geist des Verwehens
Ins Antlitz mir bläst — — — —
— — — — — — — — Da leuchten nicht goldige

Freuden der Erde, blühen nicht Blumen,
Schwellen nicht Keime — lacht nicht die Frucht mir
Lockend vom Baum!
Nur Erde und Moder,
Nichts ist hier — nur sehen kann ich,
Was war — — — — — — — —
Was reckt ihr euch auf — und umdräut mich,
Scylla des Wahnsinns,
Charybdis der Furcht! — — — — — — — —
Der Regen rieselt darnieder,
Kühl ist's am Abende
Unseres Daseins,
Da das Gefühl erstorben
Und alles Leben erstarrt . . .
Die Winde tosen — — mich friert . . .
Die Regentropfen klatschen hernieder,
Das Wasser schwillt,
Wie die Zeit abnimmt! — —
Hinweg! Was legst du
Die kalte modrige Hand mir
An die glühende Stirne!
Bist du's, Geistesumnachtung! —— Mich schaudert — — —
Aber da bohrt sich ins Aug' mir
Das Dunkel der Urewigkeit!
Und da versinket die Erde —
Fern — fern meinem Blicke,
Unten nur schimmert sie
Wie ein winziger Stern!
Und ich schwebe empor
Aus den dunkeln Nebeln
Hinaus in die weite Nacht,
Ueber Wolken hinauf zu den
Ew'gen Gestirnen! — — — — —

— —
— — — — — — — Der Regen schauert nieder . . .
Hoffnungslos — leer liegt die Welt —
So ist das Leben — Nur in den Stunden,
Wo herbstlich bangt das Gemüt,
Zeigt es die wahre Seite.
Freude ist ewiger Trug,
Lenkend die Sinne
Von tieferem Denken
Zu des Glückes lieblichem Wahn —
In der Trauer nur ruhet die Wahrheit
Und eröffnet das Auge
Tiefrer Erkenntnis! . . .

Impromptu's

Ich dachte nicht . . .

Ich dachte nicht, daß du so spät noch kommen werdest,
Ein wegemüdes Vöglein zu dem alten Herd!
Doch sei willkommen — wirf hinweg die Bürde
Und schmiege liebend dich an mich, so traut wie einst,
Und gib mir wiederum die lieben, süßen Hände,
Die nun so schmal geworden und so wächsern bleich,
Und sieh mich wieder an mit deinen dunkeln Augen,
Die nun so matt geworden und so traurig trüb!
Und schmieg' an mich dein schönes Haupt, umwallt vom dunkeln,
Duftspendend, wonneknisternd weichen Lockenhaar,
Und blick' empor zu mir und senke wortlos wieder,
Wie einst ins Aug mir deinen liebekranken Blick —
Und sieh! — Vergessen ist im Traum des jungen Glückes,
Das nun so reich und sonnig auf uns niederquillt,
Was uns in Haß und Groll solang getrennt gehalten,
Daß du so schlecht gewesen — und so elend ich . . .
Nun sind wir selig beide — und im Rest der Liebe,
Die wir gerettet aus der Herzen Trümmerschutt,
Auch wieder gut und fromm. — — Ich küsse bebend wieder,
Wie einst dein duftig Lockenhaar — und beide nun
Sind wir entsühnet und geheiligt durch die Reue . . .

— —

Das geht — bis wir vom Traume jählings aufgeschreckt
Verstört die rauhe Bahn der Wirklichkeit betreten,
Und wieder aufgewacht der alte Dämon in der Brust,
Und bis wir trennen uns und achtlos weiter wandeln,
So wie dereinst nach kurzem herben Scheidegruß
Jedwedes seinen eignen Pfad zur Sünde . . .

Letzte Liebe

Ein Todessehnen im müden Blick,
Im Herzen die blutenden Wunden,
So hab' ich noch einmal das letzte Glück
In deinen Armen gefunden!

Ich bebe und zucke in süßer Qual
Und liege zu deinen Füßen,
So will ich im Sterben zum letztenmal
Die flammende Liebe genießen!

Dein rosenfarbener weicher Arm
Umschlingt mich in wonnigen Lüsten,
Es ruhet mein Antlitz — verzehrt vom Harm
An deinen wogenden Brüsten!

Ich drücke erglüht an die Lippen mein
Deine Hand, die rosige kleine,
Deinen glühenden Atem saug' ich ein,
Und deine Seele — ist meine!

Schon seh' ich aus scheuem Dämmerlicht
Die Schatten der Finsternis schweben —
Ich starre dem Tod ins Angesicht
Und trinke — dein junges Leben!

Geh' von mir!

Geh' von mir! Zum Haß wird deine Liebe,
Weil sie glühend ihren Stachel senket
In mein armes, fieberzuckend heißes Herz.
Schone mich mit deiner Liebe,
Hab' Erbarmen! Weißt du nicht,
Daß ich niemals ihrer wert gewesen,
Daß mir Qual ist deine Güte,
Vorwurf deiner Liebe Blick,
Daß ich nie und nie verdiente
Solch ein tiefes, wahres Glück!

— — — — — — — — — — — — — — —

Grenzenlos ist deine Liebe,
Grenzenlos ist auch mein Elend,
Und zusammen fließen zuckend
Deine Liebe und mein Elend . . .

Vision

Aus Schatten nur — verschwommen halb und trübe
Taucht nebelhaft mir auf ein bleiches Bild,
Ein Auge blickt mich an so sinnend mild
Mit seinem tiefen Seelenblick der Liebe —
Der Blick ist mir so traut, so wohlbekannt,
Das Auge kenn' ich — kenn' das traurig stille,
Du kommst zu mir! — So hat dein stolzer Wille
Verziehen mir, der mich so herb verbannt!

Und die Erinnerungen nahen leise,
Die längst begraben und verschollen mir,
Die kleinen Hände küß' ich liebend dir,
Du armes Kind — vom Glück verlass'ne Waise!
So kommst du Schutz und hilfeflehend nun,
Ein scheues Vöglein, zitternd dich versteckend,
Die bleichen Hände mir entgegenstreckend —
Hinweg von mir! Du kannst nichts Schlimmres tun!

Das Elend wohnt — der Gram in meiner Hütte,
Der Kummer grinst dich an — die Seelennot,
Du schlugst die Träume meiner Jugend tot,
Nun wird Verzweiflung deiner milden Bitte!
Ich soll dich schützen! Selbst im Gram verdorben
Zeugt Haß und Sünde nur dies müde Hirn;
Leg' deine Hand auf meine bleiche Stirn —
Hier hast du keine Heimstatt dir erworben! ...

Am Totenbette

Umschling mich mit deinem weichen Arm,
So kühl und schaudernd und doch so warm,
Und küsse mich auf den roten Mund
Mit deinen Lippen so bleich und wund!

Dein Antlitz ist fahl und marmorbleich,
Dein Auge so müd und tränenreich,
Die Hände so schmal und todeskühl,
Der Atem so heiß und fieberschwül.

Dir lauert der Tod in der liebenden Brust,
An die du mich drückest in fiebernder Lust,
Genießend noch flammend zum letztenmal
Der seligsten Liebe wollüstige Qual!

Noch glüht mir im Antlitz dein letzter Gruß,
Zerfleischend und brennend ein sterbender Kuß,
Stumm reichst du im Tode die Lippen mir noch,
Ich bebe und schaudre — und küsse sie doch . . .

Du falscheste, schönste der Schlangen!

Nach deinem rosigen, glatten Leib
Trag' ich sinnberückend Verlangen,
Du herrlichstes, wundersamstes Weib,
Du falscheste, schönste der Schlangen!

An deinen liebeatmenden Mund
Möcht' durstig die Lippen ich pressen,
Ich möchte ihn küssen so blutig und wund
In sinnlosem Selbstvergessen!

Dein Mund ist glühend — ist heiß und rot,
Lustflammend sind deine Wangen,
O küsse mich, presse mich — liebe mich tot,
Du falscheste, schönste der Schlangen!

Schönstes Weib!

Schönstes Weib!
Mit den Lilienarmen
Und den Engelszügen
Und der Teufelsseele!
Laß mich stumm erwarmen
An der liebeglühnden Brust,
Laß mich in verschwiegner Lust
Wonnig glühend dich umarmen;
Laß mich küssen deine Wangen
Glutenwild und heiß umfangen
Deinen wundervollen Leib
Mit den Lilienarmen
Und den Engelszügen
Und der Teufelsseele,
Schönstes Weib!

Du und ich

Du und ich — wir beide,
Selig umschlungen in Lust,
Thronend über dem Leide,
Du und ich — wir beide
Lippe an Lippe und Brust an Brust.

Du und ich! Wir beide
Wandeln im ewigen Raum —
Ob auch das Leben uns scheide,
Du und ich — wir beide
Träumen den seligsten Traum ...

Silhouetten

1.

O Mutter!
Einst hatt' ich einen bösen Traum,
Mir träumte, du wärest gestorben,
Und ich hätte so vieles noch,
Mutter, dir abzubitten!
Aber du lagst auf der Bahre
Und sprachst kein Wort,
Kein verzeihendes Wort —
Und glühend vom Aug' mir
Stürzten die Tränen,
Bis ich erwachte,
Das Haupt
Krampfhaft gepreßt in die Kissen!
Und es war Morgen,
Du tratest ans Bett mir,
Und glühender, länger als je
Auf deinen Lippen ruhte
Mein Morgenkuß!
Und heute — seltsam — heute
Träumt' ich denselben Traum,
Aber er ist Wahrheit!
Du liegst auf der Bahre,
Und meine Tränen
Netzen die duftenden Blumen,
Die deine bleichen Hände
Sanft umklammern —
Aber dein Mund,
Dein süßer Mund

Bleibt stumm und kalt,
Du sprichst kein Wort,
Kein verzeihendes Wort,
Und ich habe so vieles noch,
Mutter, dir abzubitten!
— — — — — — — — — — —

2.

Ich halte die Hände
Krampfhaft geballt,
Das Haupt
Zurückgeworfen
In die Schultern
Und blicke aufwärts
Mit irrem,
Geblendetem Auge,
Wahnsinnig trunken
Empor zum Lichte ...
Gleißend erglüht es
Und wirft seine Strahlen
Durchs Auge hinein
In der Seele
Lichtleere Tiefen ...
Die Sehnsucht
Krampft zusammen die Brust,
Und die Angst,
Die Todesangst hält am Busen
Die Eisenfaust —
Und preßt und schnürt ...
Aber die Hoffnung
Hält mein Haupt,
Indes die Knie
Wanken und brechen,
Mit letzter Kraft
Empor gerichtet
Zum Lichte,

Zur Sonne . . .
Empor! — —

— — — — — — — — —

Empor!!

— — — — — — — — —

3.

Nagende Sorge,
Spinnende Hexe
Weiche vom Lager,
Husche hinweg.
Räume die Schwelle
Furchtbarer Schatten,
Wühlender Wahnsinn!
— — — — — — —
Lieblicher Frühling!
Nahest nach langem
Quälendem Leide,
Klingend und singend
Kommst du gesprungen,
Streust auf das müde
Brennende Haupt mir
Blüten auf Blüten! . . .

4.

Es flattert ein Falter,
Schimmernder Falter,
Gaukelnder Falter
Zum Fenster herein . . .
Dort ruhet im Sarge
Ein Mägdelein . . .
Die Wangen nicht rot —
Nein still und bleich,
Das Mägdlein ist tot.
Die Hände gefaltet
Am Kreuzelein
So nickte es ein . . .
Schimmernder Falter,
Flattert und gaukelt
Und ruhet am Händchen
Des toten Mädchens
Und schillert im Lichte
Und schwankt und bebt
Und hebt sich und schwebt
Zum Fenster hinaus . . .
— — — — — — — —

Zu duftenden Blumen
Und prangenden Blüten
Der Flüchtling entweicht.
O Falter, böser Falter,
Vergißt du gar so leicht!! . . .

5.

Es klingt ein Hauch
Aus Menschenmunde,
Leise verhallend,
Bang ersterbend
Und schwingt sich auf,
Hoch empor
Ueber Trümmer des Lebens
Der ird'schen Verwesung
Auf zu dem Flammenmmeer
Ew'ger Erlösung,
Und flüstert von Liebe
Und seufzt und bebt,
Und verdirbt und erstirbt
Und gibt keine Kunde . . .
— — — — — — — — — —
Leise verhallend,
Bang ersterbend
Verklingt ein Hauch
Aus Menschenmunde . . .

6.

Die leuchtende Sonne
Sinkt müd hinab,
Auf Feld und Hag
Wird's still und stumm,
In sterbender Wonne
Verglüht der Tag —
— — — — — — — —

Die Sterne sie steigen
Am Himmel empor,
Der Mond webt zitternd
Auf Blumen und Zweigen
Den Silberflor,
Und flicht aus der Strahlen
Bleichsilbernem Glanz
Tautränenbeperlt
Den Totenkranz — — —
— — — — — — — —

Mit zitterndem Schall
Durch Wald und Ried
Klingt weinend das Lied
Der Nachtigall . . .
Glühkäfer schwirren
Im Mondenstrahl
Und gaukeln und irren
Durchs dunkle Tal . . .
— — — — — — — —

Lieder

Lied

Könnt' ich, was tief mein Herz durchglüht,
In süße Worte kleiden,
So würde draus ein kleines Lied
Von einem großen Leiden.

Das flatterte so schmerzlich bang
Wie träumend dir hinüber,
Dir gingen bei dem leisen Klang
Die lichten Augen über . . .

Ich habe ein Lied gesungen

Ich habe ein Lied gesungen,
Das hat so munter geschallt,
Nun ist es längst verklungen,
In trübe Nacht verhallt . . .

Nur manchmal will mir's scheinen,
Als hallt' es bang und schwer
Wie ein verstohlnes Weinen
Aus weiter Ferne her.

Durch den Tannenwald weht es

Durch den Tannenwald weht es
Flüsternd wie trauliche Mär',
Ueber den Wassern geht es
Rauschend und brausend einher,

Hoch in den Lüften erklingt es
Herrlich durch Wald und Ried,
Weiter und weiter schwingt es
Das göttliche Schöpfungslied . . .

Am See

Mit leisem Wellenschlage
Liebkost der See den Strand,
Und eine leise Klage
Ertönet hin ans Land.

Allnächtlich zur Geisterstunde
Steigt dort herauf ein Weib,
Das hebt vom tiefen Grunde
Empor den schlanken Leib.

Das ist die Wasserlilie,
Die lispelt in tiefem Leid
Allnächtlich die heil'ge Vigilie
Von himmlischer Seligkeit!

Gruß

Goldener Sonnenschein
Lachst mir ins Herz hinein,
Bächlein am Wiesenquell
Murmelst so silberhell —
Oh, du mein Sonnenschein,
Oh, du mein Bächelein,
Grüßet sie mir!

Liebliches Mondenlicht
Mache mich traurig nicht,
Inniger Vogelsang
Tief mir zum Herzen drang.
Oh, du mein Mondenschein,
Oh, du mein Vögelein,
Grüßet sie mir!
— — — — — — — — — —

Drunten im stillen Tal
Schimmert ein Hügel kahl,
Den nur ein Kreuzlein schmückt
Einsam und sturmgeknickt . . .
Oh, du mein Hügel klein,
Oh, du mein Kreuzelein
Grüßet sie mir! . . .

Und trüge mein Leiden Flügel

Und trüge mein Leiden Flügel,
So würde ein Lied daraus,
Das zög' über Tal und Hügel
Bis vor dein stilles Haus . . .

Dort würd' es dir heimlich dringen
Bis in den Schlaf hinein
Und leise dir klingen und singen
Von seliger Liebe Pein . . .

Und plötzlich in tiefem Sehnen,
Wärst du vom Traum erwacht
Und starrtest — das Auge voll Tränen
Hinaus in die dunkle Nacht . . .

So ist es wieder gekommen

So ist es wieder gekommen
Wie einst in seliger Zeit,
Ich hab' deine Hände genommen
Wie einst in seliger Zeit.
Ich hab' dir im Auge gelesen
Wie einst in seliger Zeit,
Und wir sind so glücklich gewesen
Wie einst in seliger Zeit.
Nun sing' ich die minnigsten Lieder
Wie einst in seliger Zeit.
Und alles — und alles ist wieder
Wie einst in seliger Zeit! . . .

Nachtstimmung

Ueber mir der dunkle Himmel —
Rings um mich in ernster Pracht
Feierliche, tiefe Stille
Einer lauen Sommernacht.

Wie der Rauch der Opferflamme
Leise kräuselnd aufwärts zieht,
Still empor zum nächt'gen Himmel
Im Gebet die Seele flieht . . .

Zigeunerin

Du nimmst mir die Seele gefangen,
Glutäugige braune Maid,
Gern gäb' ich dir güldene Spangen,
Wie sollten die glitzern und prangen
An deinem härenen Kleid!
Ich sänge dir Lieder der Minne
Und küßte dich lachend dazu,
Liebglühende Königinne,
Landfahrendes Mädchen du!

Wir tanzten den muntersten Reigen
Zum klingenden Zimbelschlag,
Bis sich die Sonne tät' neigen
Und hinter den duftenden Zweigen
Versänke der glühende Tag!
Dann nahte in Rosen und Minne
Uns wonneseligste Ruh',
Liebglühende Königinne,
Landfahrendes Mädchen du!

Und hab' ich einst alles verloren
An Ehre und Würden und Geld,
So ward ich zur Freude geboren,
Und habe mir dennoch erkoren
Die süßeste Lust dieser Welt . . .
Ich sänge dir sterbend von Minne,
Und küßte dich lachend dazu,
Liebglühende Königinne,
Landfahrendes Mädchen du! . . .

Welt und Seele

(1893—1898)

Gebet

„Gib mir, o Herr, zur Sünde Mut
Und gib mir Kraft, die Schuld zu tragen.
Ich will nicht schlecht sein, auch nicht gut,
Gib mir, o Herr, nur Kraft und Mut,
Ein Fels in meine Welt zu ragen!"

Zueignung

An Detlev von Liliencron und den Leser

Die Dichter liebe ich im Negligé,
Mit roter Mütze, Schlafrock und Pantoffeln,
Und einem Pfeifenrohr, so lang, so lang —
Als wie ein Klopstock'scher Messiasgesang.

Und diese Stunden, o wie lieb' ich sie,
Da wir den Ernst vergessen und die Posen,
Die Dichterposen — viele nennen's Würde —
Doch du verstehst mich, Detlev Liliencron,
Du weißt ganz wohl, wie ich es meine. So:
Allein, mit sich — mit sich und seinem Mädel,
Und eins mit ihr im Denken und Empfinden,
Und Mensch sein — Mensch und nicht „Poet",
Und dennoch Dichter! — Doch der Leser meint,
Ich schwätze. — Nun — ich nehme nichts zurück —
Ich hab' es oft empfunden und erlebt —
Und weiß, du gönnst es mir, und schließlich gilt
Das auch nur dir und nicht dem Publikum. —
Ja diese Stunden, die — fast möcht ich schwärmen
Und fast vergessen, daß ich Verse schreibe,
Um dir, mein Liliencron, dies Buch zu weihn —
Wo hab' ich nur den Ernst! Am liebsten leert' ich
Drei Flaschen Sekt zum Wohl der deutschen Lyrik
Und auf das deine, — doch das Publikum . . .!
Nein, es geht wahrlich nicht, sich auszuleben,
So wie man möchte — dieses Pack — mir graut,
Sie würden mich verdammen, weil ich nicht

Auf Stelzen schreite, und frivol vergesse,
Daß eines Buches Widmung immerhin
Ein feierlicher Akt. —

Nun also, Herr Baron
Gestatten Sie, daß ich dies Werk verehrend
In Ihre Hände lege. Seien Sie
Nicht allzustreng damit. Ich weiß, es fehlt
Noch vieles. Manches auch hat heute schon
Im Dichter selbst sich lange überlebt.
Und dennoch kam's zum Druck und stört uns so
Die Einigkeit des Stils! Nun ja, so geht's!
Wir reiten schnell und langsam die Verleger
Und noch um vieles, vieles langsamer
Das P. T. Publikum. Drum immer vorwärts —
Doch Schritt für Schritt und nicht in tollen Sprüngen,
Sonst kommt es uns nicht nach und wütet weidlich
Der werte — mehr bedauernswerte Leser! . . .

Drum spiel' ich manchmal noch die alten Weisen
Auf seiner Hirtenflöte. Und er lauscht
Den altgewohnten, liebgewordnen Klängen,
Doch wie er länger hinhört, tönt ihm plötzlich
Daraus hervor mit sanften stillen Lauten
Ein fremdes Lied von einem fremden Land,
Von braunen Feldern und von lichten Gärten,
Von starken Männern und von schönen Frauen,
Die alle Kinderherzen haben, und die selig
Vor kleinen Hütten sitzen und am Abend
Den roten Mond anschauen und die Sterne,
Bis eine Schnuppe durch die Nacht hingleitet
Und leuchtend fällt. Dann schauern sie zusammen
Und flüstern: „Eine Seele ward erlöst —"

Und ihre Augen leuchten gleich den Sternen —
Und ihre stolzen Hände finden sich
Und leise glühen ihre blassen Seelen . . .

Jedoch — Pardon! Wo ist . . .? . . . Ich sehe eben,
Der Leser blieb zurück. Ein wenig rastend,
Auf einem breiten Steine sitzend, nickt er
Bedächtig mit dem Kopfe: „Sie verzeihen —
Ich finde den Zusammenhang nicht logisch,
Auch machen Sie ein wenig tolle Sätze;
Sie fallen allzurasch von Ihrem leichten
Saloppen Ton in einen lyrischen,
Und werden ernst und stimmungsvoll! Das geht
Doch nicht so rasch. Man muß sich sammeln erst!"
Sie sehen also, Herr Baron, es geht
Doch nicht so leicht! Jedoch mein Freund, der Leser
Blickt schon ein wenig mißgelaunt — ich glaub',
Er merkt schon was . . . Darum addio
Mein lieber, teurer Meister Liliencron!
Und du, mein wertgeschätzter lieber Leser,
Begib dich freundlichst auf die Wandrung nun
Durch meines Buchs Gedankenwelt . . . Du findest
Schon hie und da ein sanftes Ruheplätzchen,
Drauf die verwöhnten, altersmorschen Glieder
Mit stillem Wohlbehagen rasten können . . .
Doch — eh wir uns zu langer Reise sammeln,
Laß mich ein kurzes Stoßgebet noch stammeln,
Denn führ' ich dich auf weltentlegne Pfade —
So bin ich dein auf Ungnad' oder Gnade . . .

Golgatha

Des Tages Blut träuft von den Bergen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und leisen Schrittes naht die blinde Nacht,
Vom Tale steigt sie tastend auf zum Gipfel,
Dann scheucht sie fort den letzten Dämmerstrahl —

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Hochaufgerichtet auf Golgatha steht
Das Kreuz, und ragt gespenstisch in die Fernen . . .
Vom grauen Holze schimmert gelblichweiß
Wie Elfenbein der tote Gottesleib.
Nur auf der Stirne blinken helle Tropfen,
Vom Todesschweiß . . . Mit kühlen, sanften Lippen
Küßt sie hinweg die Nacht, die bleiche Nonne.

Dann hockt sie sich am Kreuzesende nieder
Und weint und weint — und ihre Tränen fallen
Auf welke Blumen, die vom Tage krank,
Und dürre Gräser, die Erlösung dürsten.
Aus ihres Kleides Laken huschen Engel
Und richten auf die tiefgebeugten Halme,
Die von der Menge Fuß zum Staub getreten.
Vom Himmel hangen schwere Wolken nieder —
Da schlägt die Nacht die blinden Augen auf
Und zitternd schwebt daraus ein Mondenstrahl
Und flimmert um das tote Gotteshaupt
Mit den violenblassen, herben Lippen
Und den gebrochnen, schmerzenstiefen Augen.
Doch wundersam — die rötlichgelben Haare

Erglühen leise, wie vom Licht entzündet —
Und eine Flamme lodert um das Haupt!

Da senkt die Nacht den schwarzen Wolkenschleier,
Der Strahl verlischt — Doch schimmernd steht das Kreuz!
Und wie Musik erklingen alle Weiten —
Ums Haupt des Toten flattern weiße Tauben,
Und östlich wetterleuchtet das Gericht . . .

Leben . . .

Ja, ich kenne sie, die Stolzen, Harten,
Die am Herrscherstuhl des Lebens thronen,
Die mit tiefgezognen Brau'n
Und mit ungebeugtem Rücken
Zur Arena niederblicken
Und den Kampf des Daseins schau'n,
Die nicht träumen, die nur wachen,
Niemals lachen,
Und mit großen, grauen Augen
Sich ins Mark des Lebens saugen . . .

Und ich kenne sie, die Bleichen, Schwachen,
Die mit müden Schritten wanken
Und die Herdenstraße ziehn,
Die des Lebens Lasten tragen
Ohne Klagen,
Um mit gläub'gem Kindersinn
Himmelslohn sich zu erwerben —
Und am Weg zu sterben.

Doch ich liebe sie, die Heitern, Wahren,
Die mit ungebrochnen, klaren
Augen die Gestirne sehn,
Die mit ihrer Blicke Schweifen
Sonnen greifen — —
Und befreit und unbeladen
Wandeln auf beglückten Pfaden,
Bis sie jauchzend untergehn!

Sterben

Ueber grüne Wasser ziehn
Rote Streifen,
Blasse Nebel schweifen
Durch die Ebne hin

Eine blinde Seele
Irrt durchs Abendrot,
Trägt die Nacht im Herzen
Und den Tod.

Klagt der eignen Qualen,
Schreit um Licht —
Doch das große Sterben
Ahnt sie nicht . . .

Kirchhofgang

Der Kirchhof lag im Grau. Vom niedern Himmel
Wie fahle Schleier hingen Nebel nieder
Und kühle Schauer froren durch die Heide.
Der Fuß versank im Schmutz. So heftet sich,
In seinem Werdegang den Schritt ihm hemmend,
Dem Großen das Gemeine an die Sohlen.
's ist eine Wahrheit, traurig wie der Tod.
Sie zuckte durchs Gehirn mir eben jetzt,
Da ich mit schweren Schritten vorwärtsstrebte,
Und das und jenes mir im Schädel grollte —
Wehmütig, und vom Leben satt und müde,
Wie immer, wenn ich durch den Kirchhof wandle
Zum Grab der Mutter . . . Heut ist Jahrestag,
Just so wie jener trüb und tränensatt,
Da sie vor Jahren dich zur Grube führten.
Vor Jahren schon! Wie doch die Zeit vergeht!
Mir scheint es gestern erst. Das kommt, weil ich
Zu selten nur dein Grab besuche . . . doch
Ich will nun öfter kommen . . . Bei dir schläft
Ein stiller Friede . . . Seliges Erinnern!
Doch hier zur Rechten! Nein . . . Schon ging ich fehl,
Daß ich doch nie zurecht mich finden kann
Im Gräberreich. Nun quer durch jene Reihn.
Den breiten Stein dort kenn ich . . . Dann geht's links.
Doch was ist das! Dort auf dem Steine sitzt
Ein Weib in weißem langen Kleid . . . Ich trat
Mit raschen Schritten näher. Ruhig saß sie,
Ein schönes junges Weib mit stillen Zügen,

Das Haupt gesenkt, die blassen feinen Hände
Im Schoß gefaltet. Und die zarten Glieder,
So blendend weiß wie Marmor . . . Donnerwetter!
Das Weib gefällt mir . . . Wär sie nur nicht gar
So bleich und wohl ein wenig mager auch —
Allein das ist ätherisch — mädchenhaft,
Dazu die Kleidung! Welch ein Abenteuer!
Ich trat zu ihr und sah sie ruhig an.
Sie regte keine Miene. Saß und schwieg.
Da ward ich kühn und frug: „Was suchst du hier?
Wer bist du? Eine Grabfigur, die plötzlich
Lebendig worden, denn so siehst du aus?"
Da glitt ein Regen um die schmalen Lippen:
„Ich bin der Tod!" — „Der Tod? Warum nicht gar!
Das machst du mir nicht weis. Den kenn' ich wohl,
Der trägt die Hippe und das Stundenglas
Und ist abscheulich — klappert mit den Knochen,
Und du bist schön" . . . „Ich bins nicht immer so.
Den meisten komm' ich, wie du's sagtest —
Doch manchen scheine ich auch schön." „Und welche
Beglückst du so in deiner Huldgestalt?"
„Die Weisen und die müden Erdendulder,
Die meinen Kuß auf heißer Stirn ersehnen
Und jene, die vom Hauch der Liebe sterben."
„So kommst du wohl auch so zu mir? Und wann?"
„Wenn dir die Freude sank, dein Sonnenwagen
Jenseits der Berge niederrollt. Dann komm ich."
„Und küssest mich?" — „Und küsse dich." — „Warum
Nicht jetzt — nicht gleich — du bist so schön — so rein
Und so jungfräulich — Oh, ich liebe dich
Und diese blassen feingeschwungnen Lippen
Und diese kühlen Alabasterhände,
Die mir vielleicht beim Kuß die Locken fassen?

Du nickst! O küsse mich und laß mich sterben,
Ich sehne mich nach solchem blassen Glück!"
Sie schüttelte den Kopf: „Du bist ein Tor.
Noch lechzt dein Herz nach roten Lippen und
Nach heißer Liebe. Geh'! Mein Kuß ist frostig,
Mein Bett ist kühl und eng. Dein Herz ist warm,
Du wandle noch im Sonnenlicht — und l e b e!"

Und langsam glitt sie von dem Stein herab
Und wandte sich zum Gehn. Und leise schwebend
Schritt zwischen Hügeln sie und Kreuzen hin,
So sanft im Schritt . . . Die weißen Laken wehten
Bald wie ein flatternd Tüchlein in der Ferne,
Bis sie dem Blick entschwand . . . Ich träumt' ihr nach,
Dann fuhr ich auf . . . Es dämmerte . . . Und fror . . .
Ein kühler Windstoß brauste durch die Bäume.
Und raschen Schritts die Gräberreihn durchquerend
Eilt ich durchs stille Dämmergrau des Kirchhofs
Dem Grab der Mutter zu — — — — — —
— — — — — — — — — — — Es nachtete . . .

Freie Liebe

Oh, die lebensroten Lippen
Und der Augen stummes Naß —
Laß mich Kuß und Träne nippen
Tiefres Glück — Und weißt du was!

Weißt du was — wir wollen heiter
Ueber Gut und Böse gehn.
Hält das Glück uns nur die Leiter
Soll's uns bald am Gipfel sehn.

Wo vom keuschen Licht der Firne
Uns die Augen übergehn —
Und der Tag und die Gestirne
Unsre reinen Freuden sehn . . .

Flammentod

Noch einmal — eh wir scheiden,
Zeig dich in voller Kraft!
Laß deine Hüllen fallen —
Und stolz und siegerhaft
Laß deine schlanken Glieder
Vor meinen Blicken blühn
Und laß mich jubelnd wieder
An dir erglühn!

Und laß mich alle Gluten
Versenken tief in dich
Und peitsche auf die Fluten,
Siehst du verbeben mich —
Nicht stoße ins Verderben
Ein Bettler mich zurück —
Laß mich ein König sterben
Im Uebermaß von Glück!

Vergessen

Ich seh' dich einen Kranz von Mohn
Um deine bleichen Schläfen pressen —
Und neide dir den Kranz von Mohn.

In meinem Garten stehn die Astern schon . . .

Die Rosen sind mir vom Haupt gesunken,
Und Dornen haben mein Blut getrunken.
Ich kann nicht wie du vergessen! . . .

Nacht

O neige doch dein Haupt zu mir!
So seltsam glüht die stumme Nacht,
Als flammte tief in ihr
Eine dürstende Seele.

Als hätte heut der Tag getrunken
All unser Glück in vollen Zügen,
Und wäre dann wortlos hingesunken
Zu brünstigem Traume.

So kam die Nacht. Drum glüht sie so.
O neig dein Haupt, wir glühn in ihr – –
Zwei zitternde Sterne
Im Raume.

Ein Frauenherz

Du liebst mich — Ja, dein schöner Mund gestand's,
Doch war's ein Flüstern nur — ein ängstlich leises,
Als ob vor lauterm Klang dein Herz erschräke —

Dann standst du still — ein Magdalenenbild —
Und Reue — Reue nagte dir am Herzen,
Daß unbedacht dein Wort den Schleier hob,
Mit dem du deine Seele lang verhüllt —

Ein Augenblick nur war's, ein flüchtig rascher,
Da sah ich tief in deines Innern Grund,
Und sah ein Glühn, ein wildes Flammenwogen —
Wie heißer Atem weht die Sehnsucht mir
Die ungestillte, brennende entgegen —
Und ahnend fühlt ich, wie du leiden mußtest
In deiner Sittenreinheit herbem Bann —

Ich sah dich rasch mit grauen Aschenresten
Und schalen Schlacken totgeborner Lüste
Die heil'gen Flammen ängstlich scheu verdecken,
Daß sie nicht leuchtend mir entgegenschlügen
Und mir mit lohen Feuerzungen sprächen,
Daß du ein Weib — ein schwaches Weib, das sehnend
Nach Liebe strebt, und ihre Wonnen flieht —
Weil es zu stolz — sich liebend hinzugeben —

Ich seh' dich sorgsam Lüge reihn an Lüge,
Wie einen starren Panzer um dein Herz,

Bis du der Flammen wildes Glühn erstickt,
Und bis es drinnen kalt und tot geworden,
Ein stiller Friedhof ungebornen Glücks! —

Du aber hebst das Haupt — Befreit und stolz!
Du hast den ungestümen Drang besiegt,
Und bist nun Herrin deiner selbst geworden.
Nicht schwach und zitternd mehr bangt deine Seele,
Der Liebe Locken flattert ihr vorüber,
Sehnsuchtdurchglühte, trunkne Leidenschaft
Umfängt umsonst mit ihren Flammenarmen
Dein steinern „Ich". Du kannst nur spöttisch lächeln,
Und prüfend wählt dein Herz aus Ungeliebten
Den einen — den Unwürdigsten vielleicht,
Den Liebe nicht beglückt, nur eitle Laune —

So seh' ich's kommen — Seh' im Lauf der Zeit
Erschauernd tief dein edles Herz erkalten —
Doch eh' der letzte Funken dir erloschen,
Faß ich die Hände dir in wildem Kampf
Und reiße dich an mich, und flehe zitternd:
„Gib mir dein Herz — noch ist es heiß und warm,
Noch kannst du lieben, wild und jauchzend lieben,
Noch kann dein süßer Leib in Lust erglühn —
Zerschlag den Tempel eitler Herrlichkeit,
In dem die Seele stirbt — ein zuckend Opfer
Auf strenger Sitten marmornem Altar! —
Gib mir dein Herz — solang es lieben mag
Und laß es blutend dulden — laß es brechen,
Nimm Vorwurf, Reue, Schande, alles — alles,
Nur flieh vor jenem wüsten, schalen Ende,
Wo du dich selber tief verachten müßtest! —
Du bist den Sitten dieser Welt zu gut —

Sei stolz und kühn, ob dich auch jene schmähen! —
Die Tugend ist der Liebe blasser Neid!
Dich schuf der Herr, zu blühen und zu duften —
Komm an mein Herz — du rote junge Rose!

Ein Sonntagmorgen . . .

Es war ein Sommertag . . . Doch graue Wolken
Umspannten rings den weiten Himmelsbogen,
Die Luft war kühl und feucht. Die Nebel stiegen
Ins Tal herab. Der Berge Gipfel hatten
Aschgraue Mützen übers Ohr gezogen —
Aus hohen Schloten zwang sich schwerer Rauch
Und hart am Boden hielten sich die Schwalben . . .

Auf meinem Stahlroß glitt ich durch das Tal.
Das lag so still. Es war ein Sonntagmorgen,
Da alles feiert und zum Kirchgang rüstet.
Durch eine Ebene ging meine Fahrt,
In mäßig schnellem Tempo, fast gemütlich.
Ein wenig eintönig fand ich die Gegend.
Nur hier und da ein Bauernhaus, davor
Die Buben lärmten oder Unfug trieben,
Und ab und zu ein Köter, der mich bissig,
Laut bellend anfuhr, bis die Peitsche ihm
Den Spaß verdarb — — — — — — — — — — — —
Da kam ein Bauernhof,
Davor ein Rasenfleck. Darauf zwei Pfosten
Und quer durch beide eine runde Stange
Zum Teppichklopfen für des Hauses Mägde . . .
Dort tollt ein Schwarm von Knaben und von Mädchen,
Die hoben sich, und schwangen sich ums Reck,
Die Mädels auch — von neun bis dreizehn Jahren,
Die hielten wacker mit, ob manchmal auch
Im Ungestüm die Röckchen höher flogen

Und ihre Haare übers Antlitz fielen.
Die nackten kleinen Füßchen tanzten munter
Durchs Gras, die dünnen Stimmchen jauchzten hell
Und lärmten mit den Rangen um die Wette.
Sie waren allerliebst, pikant. Besonders eine,
Sie mochte zwölf bis dreizehn Jahre zählen
Und hatte lange seidenweiche Flechten
Von dunklem Blond. Darum ein wollen Tüchel,
Das unterm kleinen Kinn zu einem Knoten
Verschlungen war, doch so, daß rechts und links
Ein roter Zipfel um die Schultern flattert'.
Ich stieg vom Rad herab und musterte
Mit frohem Blick die heitre Kinderschar.
Die Rangen aber merkten's gleich. Die Mädels
Die fielen fast erschrocken von dem Schragen
Und zogen ihre Röckchen an die Knie
Und wurden rot, daß sie so hoch geschwungen —
Das kleinste selbst — ein Knirps von sieben Jahren,
Steckt einen Finger in den Mund und sah
Verlegen rüber. Aber kaum gedacht
Löst sich der Schrecken von der kleinen Gruppe
Und von den Buben schrie der größte laut,
Der Racker hatte mich durchschaut — er schrie:
„Suchst dir a Madel aus!" Und alle Kinder
Die riefen laut und jubelten und heulten
Und überschrien sich in toller Freude:
„Suchst dir a Madel aus!" Ich lachte laut
Und winkte. „Na so komm doch eine her!"
Und richtig: Just die mit dem roten Tüchel
Kam ran und frug an ihrer Schürze zupfend:
„Was will der Herr!" „Ein Küßchen, Kleine." Und —
Eh sie entwischen konnt, faßt ich sie fest
Und küßte sie, daß ihr's den Atem raubte,

Indes die andern schrien, als steckten sie
Am Spieß. Die Kleine aber, der's geschah,
Die schrie nicht . . .

Eh sie sich besann, da saß
Ich schon am Rad und sauste fort. Doch als
Ich um die Ecke bog, schaut ich zurück. Da stand
Sie noch am selben Platz und sah mir nach
Mit ihren großen, blauen Märchenaugen
Und wischte mit der Schürze sich das Mäulchen,
Und dachte wohl, daß Vater, Mutter, Schwester
Und auch der große Bruder anders küßten —
Und wie das kommen mochte! . . .

Als du mich küßtest

Als du mich küßtest
Zum erstenmal
Und selig,
Ueberselig rauschten
Maßlose Wonnen
Durchs Herz mir —
Da ahnt ich,
Daß Elend und Not
Und langgetragener
Bitterer Zweifel
Endlich erstorben —
Da wußt' ich,
Daß Seligkeit,
Flammendsten Glückes
Wonnerausch
Mein Herz durchlohte . . .
Daß ich gekostet
Das reichste Leben,
Die glühendste Sehnsucht, —
Daß ich genossen
Von vollstem Becher . . .
Und wieder
Von den Lippen ihn setzte,
Trunken und dennoch
Maßlos dürstend
Nach mehr . . .
Nach Küssen
Heiß, leidenschaftlodernd,

Flammenschwer,
Wie sie verzehren
Die zitternde Seele,
Bis nur die Wonne
Befriedigter Sehnsucht
Die zuckenden Nerven
Leise durchwallt —
Bis stille
Träumende Mattigkeit
Sanftes Behagen
Flößt durch die Adern,
Und müde
Ruhet das Haupt
Hingebettet
In deines Busens
Glühenden Schnee . . .
Stumm,
Wortlos,
Lodernd darüber
Deine schönen,
Tiefdunkeln Augen
Gleich ewigen Rätseln, . . .
Träumerisch funkelnd
Wie Sterne des Himmels,
Leuchtend in schwüler
Duftschwerer Sommernacht!

O du ahnst nicht

O du ahnst nicht, was ich leide,
O du ahnest nicht die Wonnen,
Wenn ich so an dir mich weide
Wie am Himmelslicht der Sonnen.

Wie die Strahlen mich betäuben,
Wie sie blendend mich berücken,
Wenn sie so aus deinen Blicken
Flammend auf mich niederstäuben.

O du kannst es nimmer fühlen,
Wie ich dann das heiße Sehnen,
Und der Flammen wildes Wühlen
Löschen muß mit meinen Tränen! — — —

Den Glücklichen

Ja, gebt mir jene frische Kraft,
Die nicht im „Ich“ versinkt,
Die nur aus vollstem Können schafft,
Aus vollstem Becher trinkt.

Dann reih' ich mich zu eurem Chor,
Dann geht's durch Kampf und Braus,
Dann komm ich euch im Lauf zuvor,
Und lach' euch siegend aus!

Ein Schicksal

Du senkst das Haupt . . . Durch deine Seele geht's
Wie kühler Herbstwind. Deine Blicke streifen
Mich fremd und kalt . . . Und doch ich weiß, wie nah,
Wie tief du mir verwandt. Ich weiß, daß oft
In einsam stillen Nächten du vom Kissen
Emporfährst und mit heißen, irren Augen
Die Nacht durchspähst. Ich weiß, daß deine Seele
So wie die meine träumt von einem Glück,
Das tief und echt, wie es nur Träume zeugen,
Und also unerreichbar! Und ich weiß,
Daß deiner Seele junges Falterleben,
Das um des Tages Blüten lächelnd gaukelt,
Der Traum der Nacht zerstört.
Ich weiß noch eins:
Es kommt ein sonnensatter Tag. Da scheinen
Die bunten Flügel dir so schwer, so plump,
Da sinkst du hin und schreist geängstigt auf
Und fühlst, daß dir das scheue Glück entflattert
So wie du mir . . . Dann schwindet dir in Nacht
Der Sonnentraum, der deine Welt durchflutet —
Und all der Gram und all die heißen Tränen,
Die ich um dich gelitten und geweint,
Sie quellen auf aus ihren dunklen Tiefen
Und überfluten brausend deine Seele.
Und du gehörst dem Leid!
Und traurig sinnend
Denkst du des Mannes, den in Sonnentagen
Du rauh verbannt . . . und der dich retten wollte

Zur sel'gen Insel seiner Dichterträume,
Wo Sterne glühen und der Tag nicht stirbt,
Wo durch die reinen unentweihten Lüfte
Ein Schluchzen geht von unermeßnem Glück,
Wo alle Wünsche schlafen — und die Seele
Mit Kinderaugen in die Ferne träumt . . .

Waldandacht

Ein Sommerabend . . . Tief im Wald. Umrankt
Von ragend hohen Föhren führt' mein Pfad.
Ich schritt ihn stumm — versunken in Gedanken.
Am Wege blieb ich stehn. Zur Höhe strebte
Uralt und mächtig eine Föhre auf.
Ein Kruzifix, umhüllt mit dürren Blumen
Und welken Kränzen dran . . . darüber sorgsam
Ein hölzern Dach, daß nicht den heil'gen Leib
Der Regen nässe! . . . Rauher Hände Werk,
Doch frommem Glauben ein erhabnes Denkmal . . .
Wohl hundert Zeugen stummer Dankbarkeit
Und Andacht schlangen sich in frommen Gaben
Ums Christusbild . . . Und seltsam sinnend sank
In Träume ich . . . Im Geiste sah ich nahen
Die Pilger all: die tiefer Andacht Drang
Zu diesem Bild geführt — — — — — — — —
— — — — — — — — — Des Landmanns Hand
Umschlingt mit einem Kranz von jungen Aehren
Das Kreuz, daß ihm die Ernte wohl gerate.
Ein Bursche schmückt das heil'ge Bild verstohlen
Mit blassem Edelweiß, eh' er zur Ferne zieht
Und fleht, daß ihm die Braut getreu . . . Dann naht
Ein schönes Mädchen. Sanft errötend schlingt
Sie dunkle Rosen um des Dulders Haupt
Und betet still . . . Ein keuscher, holder Wunsch!
Dann wieder naht mit zagen Schritten leise
Ein bleiches Weib, im Arm ein schlafend Kind
Und legt ein dürres Sträußlein an den Altar

Und fleht empor. Für ihn, der sie verließ
Und für sein Kind . . . „Vergib ihm, Herr,
Er weiß nicht, was er tat!"
Und dann mit müden,
Langsamen Schritten wankt ein Mütterlein
Zum Kruzifix und heftet leise, zitternd
Ein Heil'genbildchen an des Baumes Rinde
Und weint . . . Den einz'gen Sohn begrub sie heute,
Doch fromm ergeben faltet sie die Hände:
„Du hast's gegeben, Herr — du hast's genommen,
Dein Name sei gelobt in Ewigkeit . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Ein jäher Windstoß brauste durch die Wipfel
Und führte meine Seele fort von hier,
Vom nächt'gen Waldesdunkel ins Gewühl
Der Menschen. Stimmen hört' ich. Rauh und gellend,
Und eine Menge sah ich vorwärts strömen
Mit Schrein und Johlen, lautem Wutgebrüll
Und Rufe hört ich: „Schlagt sie nieder! Steinigt,
Verbrennt sie, denn sie haben Gott gekreuzigt!"
Und vorwärts tobt die Schar. Und wo sie wandeln,
Da schüren sie empor den Geist der Rache!
Ein Hetzen gibt's! Nur drauf und dran! Mit Füßen
Zertretet sie, erwürgt sie mit den Fäusten,
Die Kirche spricht euch frei der Sünde, denn
Ihr sühnt nur!
Und voran dem wilden Zug
Mit Schrein und Jauchzen tragen sie erhoben
Das Bildnis des Gekreuzigten und weisen
Auf seine Wunden hin — nach Rache rufend —
Das Feind säen sie und ernten Jammer,
Gekrümmt im Staube liegt das Menschenrecht,
Und schreit um Gnade auf und um Erbarmen,

Doch siegend schwingen sie das Kruzifix,
Des allbarmherz'gen Gottes Ebenbild
Und toben schäumend drüberhin . . . Hosianna!!!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Das Bild verschwand. Und düster vor mir stand,
Aus dunklem Waldesgrün zum Himmel ragend,
Die alte Föhre . . . Traurig hing des Dulders Haupt
Zur Brust herab. Schweigsame Einsamkeit
Umgab mich rings. Kein frommer Wandrer lenkte
Zu stiller Andacht her die müden Schritte —
Verlassen stand das Kreuz . . . Ein lauer Hauch
Spielt' in den dürren Blumen und entblättert'
Mit leisem Geisterfinger sanft und mählich
Die dunklen Rosen . . . Ihre welken Blätter
Trug in die Lüfte fort der Abendwind . . .

Ein später Tag

Ich weiß, es kommt ein später Tag,
Vom Felde tönt's wie Wachtelschlag,
Die Sonne gaukelt übers Grün
Und alle roten Blumen blühn.

Und alle Träume werden wach,
Die wir begraben nach und nach,
Und alle schönen Tage gehn
Vorüber, die uns froh gesehn.

Da senkst das Haupt du in die Hand,
Und träumst hinaus ins lichte Land.
Du siehst die weißen Falter fliehn
Und morgenrote Wolken ziehn.

Und siehst uns wandeln Hand in Hand,
Voll Sommerglück ins Sonnenland —
Die Lerchen jubeln noch wie einst,
Du aber senkst das Haupt — und weinst —

Der Frühling starb uns beiden lang,
Wir gehen jedes sondern Gang.
Das Glück ward welk, die Liebe tot. —
Die Rosen glühn so rot, so rot . . .

Herbstzeitlose

Ein Abend war's ... Im Spätherbst ... Eben Abschied
Nahmst du von mir und gabst mir leise noch
Die weiße Hand und deine roten Lippen.
Dann gingst du fort ... Mit leichten Elfenfüßchen
Durchs Wiesengrün, auf dem die Herbstzeitlosen,
Die blassen, feinen, ihre Köpfchen neigten
Inmitten abgetretner, welker Gräser ...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich sah dir nach durchs graue Heideland.
Ein müder Duft umflorte meine Sinne
Und führte mich hinweg ins Reich der Träume ...
Auf einer Mücke Flügelpaar enteilte
In graue Weiten meine Phantasie
Und tanzte mit den tollen Taumelreigen,
Im Kreise stets, bald auf, bald niederwogend ...
Ein Sonnenstrahl, der durch die Wipfel drang,
Schmolz meines Daseins unermessne Kette
Zu eines Eintagslebens Ring zusammen:
Vergangenheit und Gegenwart und Zukunft,
Umkreist im Mückenspiele ein Gedanke! ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich sah nicht klar, nicht viel ... Doch sah ich dich!
Ich schaut' dich jung und blühend — halb noch Kind
Im Lenz des Lebens. Deine Seele glühte
Entgegen mir, doch rein und keusch wie Blüten,
Vom Schnee geboren, eh' der Tag sie traf ...
So kannt ich dich vor manchem langen Jahre
Und liebte dich ... Mit vollen Sinnen ... Und

Besaß dich nicht ... Dann ging ich fort ... Doch nicht
Für immer. Wiederkehrt ich. Und ich fand
Dich schön wie einst ... Doch rauhe Stürme hatten
In deiner Seele jungem Blütenhag
So manchen Zweig geknickt, das Schicksal dir
So manchen Halm zertreten, manche Blüte
Ein heißer früher Sonnenkuß gewelkt ...
Und doch — noch blüht in deinem Herzen Liebe
Beinah der Lilie gleich, doch seltsam anders —
Mit schwülem Duft umspinnt sie meine Seele,
Ein tödlich süßes Gift, daran ich sterbe ...
Nun bist du mein! Auf meinen Lippen flammt
Noch wild dein Kuß. Die Hand erbebt noch leise
Vom Druck der deinen ... Und die Augen blicken
Noch auf den Pfad, den eben du beschritten,
Eh' du in grauen Nebeln mir entschwandst ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich starrte sinnend .. Lange ... Toller kreist'
Im Abendsonnenschein der Schwarm der Mücken ...
Und um mich dehnt' sich rings die welke Flur,
Bedeckt mit blassen, müden Herbstzeitlosen ...

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ahasver und der Falter

Abendstille auf den Fluren . . .
Eingehüllt ins Grau der Dämmrung
Liegt der Horizont im Osten —
Doch im Westen flammt er glühend . . .
Goldnes Korn auf weiten Feldern
Wogt im sanften Abendhauche,
Zwischen gelben Aehren schimmert
Rittersporn und roter Mohn.
Einsam zirpen die Zikaden,
Und auf halbgeneigter Blume,
Lüstern festgesogen, schaukelt,
Sonnend sich im Abendstrahle,
Flattermüd ein bunter Falter . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Ueber Feld und Fluren schreitet,
Wie der Schatten einer Wolke,
Ahasver, der ew'ge Wandrer,
Und von Ost nach Westen rastlos
Unaufhaltsam führt sein Pfad.
In das eisiggraue Antlitz,
Totenbleich und halb verwittert,
Blickt der Sonne Abendglühen,
Und in seinem Aug' dem starren
Bricht sich gleißend noch das Licht.
Sieh, da hält er plötzlich inne,
Denn auf schwanker Gaisblattblüte
Sieht er müd den Falter beben.
Mit den Fingern faßt er leise,

Zärtlich schonend seiner Flügel
Buntes Farbenkleid, den Gaukler.
Sinnend blickt sein dunkles Auge
Auf den Sonnenschwärmer hin,
Und die fahlen Lippen murmeln
Leise wie in wachem Traum:

„Falter, der du achtlos schweifest
Ueber Rosen, über Dornen,
Weißt du, Zwerg, daß dir gegeben
Sonnenstaub auf deinen Flügeln!
Doch in deinem Eintagsleben
Achtest nimmer du das Ewige,
Achtest nicht, daß deine Schwingen
Netzet von der lichten Sonne
Goldnem Strahlenmeer — ein Tröpfchen!
Bild der unschuldsvollen Wonne,
Die mit stillem Selbstbegnügen
Ueber zarten Blüten gaukelt
Und auf rauhen Disteln rastet,
Ist auch kärglich nur dein Leben,
Alles Lebens Freude ward dir —
Denn dir fehlt des Leibes Schwere,
Fehlt die Schwere des Gedankens,
Fehlt das Schwerste auch — die Schuld!
Erdenstaub mit Sonnenfunken
Zart vermengt hat dich bekleidet.
Vogel nicht, nicht höhres Wesen,
Unvermögendes Empfinden
Mit der Schönheit voll vereint. —
Ja, du bist ein Bild des Lebens,
Wie das Leben selbst ein Rätsel,
Und wie dieses haß ich dich!“

Und mit seinen Fingern jählings
Hat den Falter er zermalmet,
Wirft ihn zürnend auf die Wiese
Und zertritt ihn mit dem Fuße . . .

Kühler wehen Abendwinde,
Hingelehnt an graue Felsen
Will der wunde Tag verbluten . . .

Weiter wandelt Ahasverus,
Wandelt ruhlos, rastlos weiter,
Bis die Sonne sinkt im Westen,
Und sein Riesenschatten schwindet
In den Schatten grauer Dämmrung . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Menschenkind! Du gleichst dem Falter:
Aus dem Erdenstaub geschaffen
Ward dein Leib. Dein Geist geschmiedet
Aus des Lichtes Sonnenfunken.
Traumverloren auf den Blüten
Gaukelst du in stiller Wonne,
Aber auch am Dornenlose
Klammert sich noch fest dein Dasein,
Zwischen Freud und Leiden schwebst du,
Zitternd vor der Hand des Todes.

Aber ist das Leben ewig,
Ist auch ewig die Vernichtung —
Und das eine folgt dem andern,
Und das Nahe weicht dem Fernen
Und durch alle Formen flutet
Wechselnd stets der Strom des Lebens!

Gaukle sonnig auf den Fluren,
Träume Hoffnung, atme Glauben,
Bis Natur im ew'gen Walten,
Die der Ahasver der Menschheit —
Dir zerschlägt die bunten Schwingen,
Die den Leib zum Wesen schufen,
Bis des Lichtes Funken sterben,
Und der Staub zum Staube kehrt! . . .

Tote Tage

Das sind die toten Tage,
Sie treten an dich heran,
Ganz ernsthaft still.
Und du siehst sie an,
So klagend an
Und weißt ihnen nichts zu sagen,
Wenn sie dich fragen:
Wo ist dein Glück!

Und sie gehen von dir
Mit traurigem Blick
Und sie wandeln so hoch
Und um ihre Scheitel
Flicht leise Erinnrung
Ein wundersam Glühen,
Als wären sie Heilige . . .

Und siehe nach ihnen —
Da kommen die Träume,
Die Träume von einst —
Und wandeln vorüber
Mit traurigen Mienen
Und ernstem Blick,
Und auf den Armen
Da wiegen sie leise,
Da wiegen sie singend,
Ganz leise singend
Dein totes Glück! . . .

Der Haß

Der wilde Haß, den mir der Tag begraben
Mit seinem Meer von frommem Silberlicht,
Ersteht zur Nacht —
Und wie ein Henker auf dem Blutgericht,
Umkrächzt von beutegier'gen Raben,
Hebt er sein Haupt
Und lacht!

Und lacht, daß alle Weiten dröhnen,
Und hebt die Hand zur grimmen Faust geballt
Und schreit:
„Ihr, die ihr wähntet, daß die Tränen
Ersäuft mein Leid,
Und die ihr tot den Haß geglaubt,
Weil seines Jammers geller Schrei verhallt,
Nehmt euch in acht,
Er wacht! —

Nehmt euch in acht vor jenen Stunden,
Da Einsamkeit den grimmen Schläfer weckt
Mit rauhem Streich —
Da jählings bluten die vernarbten Wunden,
Der Haß die Sehnen reckt
Und stumm und bleich
Hinausstiert in die tote Nacht . . .
Nehmt euch in acht! . . .

Der Tod

Spät nachts ... Ein lustig Feuer im Kamin
Und ich am Schreibtisch ... brütend ... Suchend
In halbverworrenem Gedankenkram,
In wüstem Kunterbunter ... Federkauend,
Gebückt und krampfhaft starrend auf die weißen,
Sorgsam geschnittnen Streifen des Papiers ...
Verfluchte Stimmung! — Schaffen wollen —
Mit fieberheißen Wangen sitzen. — Voll
Das Herz und leer der Kopf! — Verzweifelnd fast
Und doch noch hoffend, daß die Muse uns,
Die launische, beglücke ... Allzulang
Schon harre ich ... Kriechst du nicht bald hervor
Aus meines Schädels Tiefen, rettender
Gedanke! Grade heut so leer, so wüst,
Da ich doch heimgekehrt vom Trinkgelag',
Weil überquellende Titanenkraft
Und Schaffenslust mich in die Stube trieb!
Und nun — das leere Nichts, das gähnende!
Hol' dich ...! — Doch nein ... Da überm Schreibtisch grinst
Mein alter Totenschädel ... Zechkumpan!
Wie oft hab' ich in stillem Trunk den Becher
Dir zugeschwenkt — jetzt revanchier dich flugs
Und gib mir Rat ... Du schaust mich an,
So stumm und blöd und bleckst die weißen Zähne.
Dein Schweigen gilt als Antwort! — Hörst du!
Ich hab's: — „Der Tod" — Großartig! Warte Schuft,
Ich will dich zeichnen, daß das Lachen dir
Vergeht! In lebensvollen Versen! Bessern

Als du's verdienst! ... Doch wie beginnen? hm —
Der Titel steht. — Und nun herbei, Gedanken,
Aus eurem Schlaf empor, Unsterbliche!
Wo seid ihr? laßt ihr lang mich brüten?" —
Da fühl' ich wie ein Schauer mich durchrieselt ...
Ist im Kamin kein Feuer? — Wohl — es glüht —
Doch über meine Schultern kriecht ein Haufen
Ameisen, feucht von kühler Erde. Hah —
Was ist das? — Mir zur Rechten in dem Stuhl,
Wo ich Besucher Platz zu nehmen bitte,
Da sitzt ein Mann und sieht mir schweigend zu.
Wie höhnend! — Bleich, mit tiefen Augen — Fest
Gepreßt die Lippen — Reglos, stumm ... „Pardon!"
Und jäh sprang ich empor — „Mein Herr, Sie wünschen?"
— Ein kaltes Lächeln ... „Sie entschuldigen,
Doch ich begreife nicht — zu solcher Stunde!" —
„— Ich kenne weder Ort noch Zeit!" —
Und unverändert blieb er ruhig sitzen.
Mir ward unheimlich ... „Welch' Ereignis schafft
Mir das Vergnügen Ihrer Gegenwart?" —
— „Vergnügen? Nun, darüber läßt sich streiten,"
Erwidert frech der bleiche Lümmel ... „Doch
Sie haben die besondre Freundlichkeit,
Mit meiner Wenigkeit sich abzugeben —"
Ich wurde blaß — um Himmelswillen,
Am Ende ein Poet, den ich verrissen? —
„Nicht daß ich wüßte," sprach ich zitternd, „wohl
Ein Irrtum, manchmal schreibt mit gleicher Chiffre
Noch ein Kollege — und wir wechseln ab!"
„Das ist es nicht, doch seh' ich meinen Namen
Auf Ihrem Manuskript." — Ich fuhr empor —
„Sie sind?" — „Der Tod! — Doch bitte nur zu bleiben,
Erschrecken Sie nicht so — Sie sind ja bleich

Wie ich! Sie fürchten wohl, ich bin gekommen,
Sie einzuladen, freundlichst mir zu folgen —
Nun, sein Sie guten Muts und unbesorgt,
Ich gönne Ihnen noch das bißchen Leben,
Um das ihr Menschen winselt, wie die Hunde
Um einen faulen Knochen! . . . Doch ich kam,
Aufrichtig Ihnen nun zu sagen, daß
Sie eben eine Dummheit zu begehen
Mit Ihrem ganzen Geist sich angeschickt —
Und da Sie sonst kein Dummkopf, — dauert's mich,"
— „Sie sind zu gütig — Danke für die Meinung!" —
— „Deshalb sind Sie nicht minder doch — ein Narr! —"
„Und warum das?" — „Weil jeder Narr im Leben
Den Tod erforscht, und wenn er wirklich kommt,
Nachdem er ihn mit tausend weisen Schlüssen
Verachten lernte — vor ihm bebt und zittert,
Wie vor der Rute ein gepeitschtes Kind" —
— „Entschuldigen Sie — Sie sehen ja, ich bin
Vollkommen ruhig, gänzlich unerschrocken" —
„Schon gut, ich kenne diese Posen und
Ich achte sie. Posieren Sie nur fort, Sie sind
Ja ein moderner Dichter!" — „Ich bedaure . . ." —
Entgegnet' ich mit leichtem Achselzucken —
„Das glaub' ich" — unterbrach er mich — „doch nun
Zur Sache. Da Sie einmal fest gewillt
Den Plunder hier zu schreiben, nun wohlan,
Ich will dabei Sie kräftig unterstützen,
Es kitzelt meinen Ehrgeiz auch einmal,
Von irdischer Unsterblichkeit zu kosten,
Als stiller Mitarbeiter — ungenannt —
Doch fürchten Sie nicht, daß mich Ehrsucht faßt,
Und ich, um Ihren Ruhm zu schmälern, plötzlich
Auf meine Autorrechte poche!" . . . „Wirklich prächtig!

Was hielten Sie von einem Interview!
Ein kleines Stündchen mir Modell zu sitzen!"
„Nichts damit, eitler Tor, du sollst mir folgen!
Nur auf ein Stündchen zeig' ich dir das Leben —
Heisa, du Narr, nun komm' zu meinem Tanz!"
Und lachend sprang der Tod empor und riß
Vom Fenster fort den Vorhang — Tageshelle
Drang ins Gemach — Verschwunden war der Tod,
Nur auf den Dielen sah ich goldig flimmernd,
Der Morgensonne helle Strahlen tanzen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Doch vor den Fenstern saust' und brauste
Laut pfeifend der Novemberwind und trieb
Die welken Blätter wirbelnd durch die Straßen.
Vom Boden flogen sie empor und tanzten
Bald auf, bald niederwogend. Sinnend sah
Dem tollen Spiel ich zu, da war mir's plötzlich,
Als würden aus den Blättern seltsame
Gestalten, Menschen und als zög's mich fort —
Und unten stand ich. Wild um meine Ohren
Brauste der Sturm und packt' mich jäh
Beim Wickel, zerrt und stieß und schob mich fort
Dem Staub der Straße nach. Voran im Wirbel,
In eine Wolke eingehüllt, mit heller Pfeife,
Dreht' tanzend wie ein Kreisel sich der Tod . . .
Hutz, hatz, die wilde Jagd! Mich trieb der Sturm,
In meinen Augen brannt' der Sand wie Feuer,
Doch gellend lockt' der Pfeife Ton und zwang
Zu folgen mich, und wer des Weges kam,
Gleich wie der Kinderschwarm dem Rattenfänger.
Und immer schneller ging's und größer ward
Der Zug. Am Leben tollt', am hastenden,
Die wilde Jagd in raschem Flug vorbei,

Nur manchmal hielt sie still, wenn sich der Sturm
Gelegt und wenn die weiken Blätter sanken
Zur Erd'! Dann schwanden die Gestalten,
Bis jäh ein Windstoß hob das dürre Laub,
Dann wurden sie zu Nebelmenschen wieder.
Da schwand die graue Woike vor den Stufen
Des Gottesdoms, wo eben Taufe war:
Am Aitar stand im Priesterrock der Tod
Und segnete das Kind. — Dann wieder hob
Die Wolke sich und hüpft' empor die Treppen
Eines Palastes, wo es Hochzeit gab. —
Ei, da ging's her in tollem Freudentrubel,
Die Becher klangen und die holde Braut
Ergiühte fromm im Schauer tiefen Glücks —
Der Bräutigam erhob den vollen Becher
Und trank ihr lachend zu — es war der Tod!
Ich stürmt' hinaus und floh mit wiiden Sinnen.
Durch eine schmale Gasse eilt' ich flüchtend — halb
Vom Wind getrieben, halb von scheuer Lust,
Begehrend einer Dirne uach, die leichten
Verführerischen Schrittes aufgetaucht —
Ich foigte ihr und zierlich trippeit sie
Mit raschem Fuß voran — Da schwenkte plötzlich,
Aus einer dunklen Nebengasse kommend,
Vornehm gekleidet, wie ein Stutzer fast,
Ein Herr an ihre Seite, bot ihr rasch
Den Arm und dreht' sich höhnisch lachend um —
Und schwand mit meiner Schönen um die Ecke.
Ich aber kannte ihn, den bleichen Fremden,
Und zitternd floh ich weiter. —

Da gewahrt'

Ich einen Menschenschwarm; man drängte
Zum Fluß, wo eine Leiche angeschwemmt.

Es war ein junges Mädchen. Seltsam glich
Das schöne tote Kind der schlanken Dirne,
Die meinem liebeskranken Sinn entwischt.
Wie aber sah sie aus — mich faßte Grauen,
Von ihren Wangen troff die rote Schminke,
Auf ihrer Stirne klebt' das dunkle Haar,
Die Augen waren leblos aufgequollen.
Ich sah den Arzt um sie bemüht. — Er hob
Sie auf und sah mich an mit hohlen Augen
Und sagte höhnisch lächelnd: „Sie ist tot."
Da trieb's mich fort. — „Hinweg von diesem Leben,
Wo nur des Todes Bild ins Aug' mir grinst!"
Und rastlos eilt' ich, ohne stillzuhalten,
Bis ich die laute Stadt im Rücken hatte.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Da führt' am Friedhof mich der Namenlosen
Die wilde Flucht vorbei — und Gräber stehn
Sah ich im Nebelgrau. — Da flog die Erde auf,
Und aus den Hügeln hoben sich die Toten,
Und Männer sah ich — Weiber, Dirnen, Kinder,
Die ausgespien der Erde dunkle Klüfte.
Und immer größer ward die Zahl. — Gepeitscht
Floh ich dahin durchs graue Heideland.
Da führt mich an ein Dorf der Pfad. Dort grüßt
Uns heulend eine wilde Schar. Voran
Ein bleiches Weib: — „Ich bin die Pest!" — „Nur mit,"
Kreischt wild der Tod, „getreue Tochter,
Nachteule du mit deinen hohlen Augen,
Siehst du den Feuerschein am dunklen Himmel!
Dort harrt dein Bruder unser!" Weiter ging's
Fort über kahle Felder. — Näher quoll
Wie rauchend Blut das heiße Abendrot —
Und eine Schar in Waffen stürmt einher.

„Das ist der Krieg! Nur mit, ihr Schlachtgenossen.
Ich mache euch Musik!“ So schrie der Tod
Und wie ein Schlachtlied tönte seine Pfeife,
Und weiter rast' er. Viele stürzten nieder,
Die andern stürmten über sie hinweg
In wilder Hast. Unendlich deckt das Feld
Schon eine Flut von Menschenleibern. Braune
Gedörrte Leichen, die die Pest gewürgt —
Kadaver, deren frisch gespaltne Wunden
Vom warmen Blut noch rauchten, und daneben
Erwürgte Säuglinge, — entehrte Weiber,
Die ihre Schand' ersäuft. Und Dirnen,
An deren Leib das geile Laster fraß;
An sie geschmiegt in wilder Todeslust
Mit tiefen, stieren Augen bleiche Mönche,
Die ihren hagern Leib zu Tod kasteit,
Und Märtyrer, die für den Glauben starben,
Das Kruzifix in den erstarrten Händen, —
Und Mörder, die ans Rad geflochten — Diebe,
Die noch den Strick am blauen Halse trugen.
Und, eingehüllt den schmutz'gen Leib in Lumpen,
Der Hunger mit dem stieren Blick und den
Verglasten Augen, das Elend winselnd, die
Verzweiflung brütend — und dazwischen gellend
Der Wahnsinn! Und der hob die Hand und schrie
Und biß sich in die Faust: „Jetzt kommt der Tag
Der Gleichheit und der Freiheit — hu —
Das Weltgericht! Die Erde tanzt! . . . Ich seh'
Wie einen Ball sie auf und niederschaukeln,
Ich aber blase aus die helle Sonne
Und dann ist's finster — rabenschwarz — und ihr
Erfriert!“
Und donnernd dröhnt' ein Schlag . . . Die Sonne

Erlosch. — Nacht ward's . . . Die Sinne schwanden mir —
Und als sie wiederkehrten, lag mein Stübchen
Einsam und still und dunkel. Im Kamin
Nur wallten hin und her die fahlen Flammen
Und warfen Feuerschein in meine Stube . . .
Und alles war wie vordem . . . Unverändert,
Zur Rechten so behäbig breit mein Schreibtisch,
Zur Linken meine Bücherschränke. Einer
Den Klassikern geweiht. — Die standen drinnen
Ehrwürdig alt, in schäbiger Majestät,
In großen, halbverschlißnen dunklen Bänden,
Vom Großvater zum Vater, und von ihm
Auf mich vererbt. Und nebenan der zweite
Zierliche Kasten, trug in schönen Bänden
In Gold gepreßt, mit prunkend hellen Farben
In langen Reihen die modernen Dichter:
Besprechungsbücher — Widmungsexemplare
Und — Eigenes! Und als ich näher schaute
Auf diesem Kasten just — vergnüglich grinsend,
Die Hände auf die Knie gestützt und lustig
Mit beiden Beinen schlenkernd — saß der Tod.
„Schön guten Abend!" rief er heiser lachend —
„Was suchst du hier, Verfluchter!" schrie ich zornig,
„Ich wähnte längst dich los zu sein." — „Bedaure,
Ich gehe auf Befehl nicht fort. Und bleibe
Auch ungebeten. Narr, was riefst du mich!
Nun koste mich auch aus." — „Herunter!" schrie ich
Halb wütend, halb erzitternd. — „Fort!
Du sollst mich nicht ungastlich schelten können,
Besucher sitzen nicht am Kasten, 'runter
Und Platz genommen!" Und ganz munter und
Mit mehr Behendigkeit, als ich es dem
Vieltausendjähr'gen zugemutet, sprang

Der Tod herab — doch weh — der Tölpel stieß
Die Büste eines großen Zeitgenossen
Vom Postament herab, daß sie in Trümmern
Am Boden lag! „Was treibst du, Unhold!“ rief ich,
Er aber sah nur traurig auf die Scherben
Und meinte spöttisch halb — und halb verlegen —
„Wir Geister sind doch wirklich ungeschickt —
Vergib, daß ich ein wenig unsanft rührte
An diese tönerne Unsterblichkeit!“
„Nun aber Ernst — Was suchst du hier! Du bist
Mir lästig und verhaßt, ich glaub', es wäre
Schon Zeit, du machtest auf die Beine dich.“
— „Ich bleibe hier!“ — Da stieg mein heller Zorn
Und mit ihm wuchs mein Mut: „Ich will doch sehn,
Ob ich nicht deiner Herr noch werde. Geh'
In Gottes Namen denn!“
„Das hilft nichts, Freund!
Dein Sprüchlein frommt nichts. Denn auch mich schuf Gott“
„Und kann denn nichts dich bannen — Nichts!“
„Nur eins — das Ewige besiegt den Tod!
Ihr Menschlichen, aus Fleischeslust geboren,
Seid Würmer, die sein Fuß im Staube tritt,
Und wollt ihn bannen!“ „Nun, wenn Gott dich schützt,
So fahr zum Teufel!“ schrie ich wütend,
Ergriff behend ein Buch vom Tisch und warf's
Mit voller Kraft ihm an den Schädel . . . Plumps!
Die Wirkung war verblüffend . . . Nur ein Fall
Ein dumpfer — und verschwunden war der Tod —
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Ich aber saß, geschreckt aus wüstem Traume,
An meinem Schreibtisch — Um mich Morgendämmern,
Vor mir die Lampe, halb herabgebrannt —
Vom Bücherstoß zu meiner Rechten war

Das oberste zur Erd herabgeglitten . . .
Ich hob's vom Boden auf und legt's
Gleichgültig auf den Tisch — s' war Goethes „Faust"

Und vor mir lag ein weißes Blatt . . . Darauf
Von meiner Hand geschrieben stand: „Der Tod"
— — — — — — — — — — — — — — — — —
Ein ewig ungeschriebenes Gedicht!

Das Kreuz am Wege

Du gingst von mir — Ich habe viel gelitten,
Doch schweigend trug ich's, und ich murrte nicht,
Und einsam wandelnd bin ich fortgeschritten
Den stillen Pfad im grauen Dämmerlicht. —

Nur einmal mußt' ich rastend innehalten,
Als scheu ein Bild den flücht'gen Blick gebannt,
Und der Erinnrung bleiche Traumgewalten
Die starke Seele mächtig übermannt —

Ein Kreuz am Wege sah ich düster ragen,
Aus rauhem Holz gezimmert, prunklos, schlicht —
Ein Kreuz nur war's, dem man den Gott enttragen —
Ob Menschenhand, ob Sturm — ich weiß es nicht . . .

Wie glich es seltsam meinem wunden Herzen:
Das hielt dich fest wie seinen stillen Gott —
Ein Gott der Duldung war es und der Schmerzen,
Zu eigner Qual, zu andrer Haß und Spott . . .

Ich war das Kreuz, das still dein Herz getragen
Mit Todesmut den steilen Pfad hinan —
Ich war das Kreuz, an das du lang geschlagen
Und das dich ehern hielt in seinem Bann —

Erst als du starbst — da hast du mich verlassen,
Und schweigend trugen sie dich von mir fort —
Der Menschen Lieben und der Menschen Hassen,
An deiner Bahre fanden sie kein Wort! —

Und einsam blieb ich, wie das Kreuz am Wege,
Das aufgerichtet in die Lüfte ragt —
Indessen leise, still, nur allzuträge,
Ein Todeswurm an seinem Marke nagt.

Ein tiefstes Schauern fühlt' ich mich durchbeben:
Auch meine Seele zittert schwank und hohl —
Und dennoch ragt sie traurig noch ins Leben
Wie dort der Gottesliebe Kreuzsymbol! . .

Zweierlei Schicksal

Ich wachte in einsamen Qualen,
Du schwelgtest in lustiger Nacht –
Ich mußte mit Tränen bezahlen,
Was frevelnd dein Herze verlacht –

Du leertest den Becher so trunken,
Ich klagte, ein dürstender Tor –
Du bist zum Staube gesunken –
Ich hebe mich siegend empor!

Erkenntnis

Was schmollst du auch! Du bist ein töricht' Kind!
Du weißt ja nicht, wie ich's so gut dir meine,
Du grollst mir oft, und bist mir bös gesinnt —
Indes ich still und leise um dich weine! —

Herb spricht mein Mund und nicht in Schmeicheltönen,
Mir fehlt des Wortes süßer Zauberklang,
Doch wirst du auch den stillen Ernst gewöhnen,
Der heute fremd und kalt dein Herz durchdrang . . .

Ich weiß es wohl, du bist der lichten Sonne
Verklärter Strahl, der meine Welt durchscheint,
Geduld — es kommt der Tag voll müder Wonne,
Da er sich dämmernd meiner Nacht vereint. —

Dann wirst du nicht mehr kalt und zürnend schweigen,
Wenn ernst mein Mund vom ernsten Leben spricht,
Du wirst dein Antlitz sinnend niederneigen,
Begreifst du auch des Rätsels Deutung nicht!

Ein Dämmerschauer wird dich leis durchbeben
Und ahnen wirst du, was ich um dich litt,
Und traurig lächelnd wirst du mir vergeben,
Wenn achtlos mir ein trübes Wort entglitt.

Du wirst den Schmerz und all den Gram begreifen,
Der lang in mir nach Licht und Sonne rang,
Und meinem stillen Ernst entgegenreifen,
Eh' deines Wesens Lichtstrahl ihn durchdrang . . .

Perdita

Ein Herbsttag war's — da du von mir geschieden
Mit einem letzten, langen, herben Kuß,
Der unsrer Trennung Schmerz, die stumme Qual,
Und all die heiße Sehnsucht in sich barg,
Die schweigend noch durch unsre Herzen glühte . . .

Dann kam der Winter mit den weißen Flocken,
Mit grimmer Kälte und mit Sturmeswehen,
Der Winter, der dich frostig rings umgab,
Bis er dir lauernd in das Herz gefroren . . .

Nur spärlich ab und zu erhielt ich Kunde
Aus weiter Ferne, wo du weilen mochtest —
Gleichgült'ge Boten deiner Hand — die sagten,
Daß treulos du geworden, daß dein Herz
Im Wintersturm des Lebens jäh erstarrt, —
Daß jene stillen Träume deiner Seele,
Die oft in Sommers Tagen dich umsponnen,
Wenn wir in stillverborgnen Blütenhainen
Ein keusches Glück gesucht — zerronnen seien,
Daß sie dem Maskenjubel trunkner Nächte,
Dem öden Mummenschanz des Karnevals
Mit seinem Schellenspiel den Platz geräumt,
Daß dir die Pforten aufgetan das Reich
Erlognen Glückes und geschminkter Freuden!

So lebtest du im Jubelrausch. — Doch nun
Ist ausgetobt dein Herzenskarneval —

Der Morgen fand dich mit den welken Blumen,
Und zitternd sah das junge Tageslicht
Verschlißne Seide und verblaßte Bänder,
Und ein zerdrücktes Herz voll stummen Jammers,
So elend, wie es eben glücklich war . . .

So kam der Morgen . . . Fremd und rauh und kühl
Blies dir sein Hauch ins heiße Angesicht,
Und weht' die Schleier fort, die deinem Blick
Des eitlen Prunkes schalen Kern verhüllt. —
Und als du sahst den widerlichen Tand,
Da wandtest schauernd du dein Antlitz fort
Und flohst, von bangem Heimweh jäh erfaßt,
Zum Port zurück, von dem du ausgekehrt. —
So fand ich wieder dich, doch nicht wie einst . . .
Dein Antlitz furcht' ein stiller Leidenszug,
Um deine Lippen zuckt' verhaltnes Weinen,
Indes von Tränen noch dein Aug' gerötet.
Und deine Sprache klang so welterfahren,
So klug und kühl und ohne Leidenschaft,
Nur gar so müd, so still und weltenmüd . . .
Und als du so vor meine Augen tratest,
Da fühltest du, daß tief mein Herz dir grollte,
Daß es verloren dich, vergessen wähnte,
Und neigtest schuldbewußt und stumm das Haupt.
Doch als ich so dich sah in stillem Dulden,
Ein traurig Bild zerschlagnen Erdenhoffens,
Und all die Sehnsucht, all die heiße Gier
Nach einem späten Glück, das alles sühnt,
Aus deinem Auge sprach . . . Da war es mir,
Als zög' ein lauer Tauwind durch die Seele —
Das Mitleid schmolz des Herzens starre Rinde
Zu milden Tränen, die ins Aug mir traten,

Und die dir sprachen, daß mein Herz vergeben,
Eh' es noch deine tiefste Schuld geahnt . . .

— — — — — — — — — — — — — — —

Und wieder kam ein linder Frühlingstag,
Die ersten Blüten schwankten auf den Bäumen,
Die Vögel jubelten im heitern Blau,
Die goldnen Käfer summten in den Zweigen,
Und hie und da schon schweifte durch die Fluren
Im Liebesspiel ein junges Falterpaar . . .
Es war so ernst und still . . . Nur manchmal leise
Durchrauscht' ein Windeshauch das junge Grün,
Als störte rings das tiefe, sel'ge Schweigen
Ein brünstig Liebesflüstern der Natur,
Als lockte sie uns tiefen Atemzuges,
Wie Flammenküsse ihren Duft zu trinken . . .
Wir aber wandelten in tiefem Schweigen
Einsam und sinnend durchs Geranke hin —
Du hieltest ängstlich scheu den Blick gesenkt,
Nur manchmal, wenn dir im Vorübergehen
Ein Blütenzweig die bleichen Wangen streifte,
Sahst du mich an mit fragend großem Aug',
Als wärst du jäh aus schwerem Traum erwacht . . .
Ich aber schritt und sprach kein einzig Wort,
Ein stummer Schmerz nur schnürte meine Kehle.
Doch wenn du wegsahst, streifte leise prüfend
Mein Auge dich mit scheu verstohlnem Blick
Und hing mit tiefem Weh an deinen Zügen,
An deinen stillen, müden Dulderzügen,
Aus denen soviel tiefes Hoffen sprach,
Und soviel lang getragne, stumme Reue . . .
Da bliebst du plötzlich stehn — und sahst mich an,
Als tränkest du mit deinem heißen Blick
Mein volles Herz und meine ganze Seele —

Und sanft umschlang ich dich mit meinem Arm
Und flüsterte dir leise: „Frühling ist's,
Die Luft ist lind und lau — die ganze Welt
Durchweht ein Hauch von jungem Liebesglück —
Die Sonne glüht, der Himmel ist so hoch,
So weit und blau — sieh dort im Sonnenglanz
In trunkner Lust zwei junge Falter wiegen,
Ein Liebesjauchzen geht durch Wald und Flur —
Die Erde liebt — laß uns den Groll vergessen —
Kam uns der Frühling! — Laß uns glücklich sein!"
Und als du bebend mit dem Köpfchen nicktest
Und schluchzend an die Brust mir sankst — da zog
Ein Frühlingshauch durch unsre müden Seelen —
Ein Hauch vom Glück — das über Wolken blaut...

— — — — — — — — — — — — — — — —

Und lange drückt ich stumm dich an die Brust —
Dann sprang ich auf und schüttelt' lachend
Mit starker Hand den jungen Kirschenbaum,
Und Blüten, weiße Blüten sanken nieder
Und fielen auf dein duftig Lockenhaar,
Doch meine Lippen küßten sie zu Tode —:
„'s ist Frühling — opfert Blütenhekatomben
Für diese einz'ge junge Menschenblüte! ..."

Sommerabend

Ich schaute lang durchs satte Grün der Bäume,
Und fühlte sanften Odems Geisterwehn —
Und durch den Blütenhag gestorbner Träume
Sah ich dich stillen Schrittes wandeln gehn —

Du botest nicht wie einst ein grüßend Nicken,
Und reichtest mir nicht stumm und scheu die Hand,
Doch in den stillen müden Dulderblicken
Las ich ein Sehnen, groß und unbekannt —

Schon senkte sich der Sommertag zur Neige,
Dein Antlitz schwand in Duft und Dämmerlicht,
Ein weißer Falter schwirrte durch die Zweige —
Wohin er floh! — Ich weiß es selber nicht . . .

Schura

Als einst die Götter
Niedersahn durch den blassen
Todstillen Abend —
Und heilige Sehnsucht
Zog durch die einsamen
Göttlichen Haine,
Da träumten sie
Einen schwermütig-schönen Traum
Von Menschenfreude und Menschenglück,
Da träumten sie dich!

Du aber, flüchtig,
Flatternd wie Träume sind,
Flohest hernieder
Zu den Unseligen,
Seliger Traum! . . .
Himmlisch gestaltet
Mit Flügeln des Tauwinds,
Mit schwebenden Sohlen
Und bebenden Gliedern,
Gleich Lilien der Nacht —
Mit träumenden Augen
Voll zitternder Schwermut
Und ringelnden Locken
Voll heimlicher Pracht!

Kleine, so flatterst du
Sorglos dahin,

Anmutvoll, freudig toll,
Wie überm Meeresgroll
Perlender Schaum —
Wiegst dich, wie Sehnsucht wiegt,
Schmiegst dich, wie Liebe schmiegt,
Schwebst über Lust und Leid,
Wie über Raum und Zeit,
Seliger Traum!

Siehe die Menschen sehn
Staunend dir zu,
Können dich nicht verstehn,
Wissen zu deuten nicht,
Was deine Seele spricht,
Selige du!

Aber mein Herz erfaßt
Sehnsucht ohn' End' und Rast,
Möchte entfliehn mit dir
Fort von der Menge hier
Bis zu den Sternen gleich,
Dort wo der Träume Reich,
Wo deine Götter sind,
Liebliches Kind!

Du aber, du bist ja nur
Menschlich gestaltet,
Mensch nur, wie wir.
Aber die Träume,
Die Träume der Seligen,
Golden entfaltet
Erblühten in dir!

Dich träumten die Götter
In schluchzender Sehnsucht
Nach menschlicher Freude
Und irdischem Glück —
Du trägst nun die Träume,
Die Träume der Menschen,
Nach himmlischer Freude
Dem Himmel zurück!

Das Glück

Es war eine blauende Sommernacht,
So schwül und so lind,
Wie die Nächte Venedigs sind . . .
Da kam auf schimmernden Sohlen sacht
Das Glück auf mich zu,
Und das Glück war ein Kind,
Und das Kind warst du.

Und das hatte Augen, so seltsam groß,
Wie Märchenträumen, wie Funkengeglos,
Und schaute mich an mit stummem Fragen
So lang, so groß . . .

Und ich starrte hinein in die schwarzen Wunder . . .
Und las in dem glühenden Rätselblick
Dem lüsternen, frommen,
Ein Märchen vom Glück —
Von jubelnden Tagen, die kommen . . .!

Mein Golgatha

Du hast's gewollt — ich lerne mich bescheiden,
Aufrecht und ungebrochen steh' ich da —
Ich will ihn gehn, den Dornenweg der Leiden,
Der aufwärts führt zu meinem Golgatha!

Den Traum des Himmels hast du nicht vernichtet,
Schlugst du auch seine Tempel mir entzwei,
Ich segne dich, die mir das Kreuz errichtet,
Daß ich dir sterbend ein Erlöser sei.

Ich weiß, daß ich vergebens nicht gestorben,
Im Tod erfüllt sich meiner Seele Flehn —
Und dich, die ohne mich in Schmach verdorben,
Seh' ich den stummen Pfad der Reue gehn.

Und wenn mein Tag ins müde Grau verglommen,
Ersteht auf meinem Pfad ein spätes Licht —
Ich weiß — du wirst zu meinem Kreuze kommen,
Eh' mir im Tod das lichte Auge bricht!

Und bittend schlingen sich zwei heiße Hände
An meinem Pfahl empor mit irrem Sinn —
Ich seh' dich stehn an meinem Kreuzesende
Gebrochnen Herzens — Magdalenerin! . . .

Nachtgedanken

Da quillt's auf mich herein in blassen Wellen
So schwül und schwer, dies müde Abendträumen.
Ich fühl's empor aus tiefster Seele quellen,
Dies heiße Brodeln und dies brünst'ge Schäumen.

Verborgne Sehnsucht sprudelt aus den Tiefen,
Und jauchzt aus ihres Kerkers Schlummergründen,
Und keuchend atmen, die im Busen schliefen —
Verhaltne Lüste und verhohlne Sünden.

Das ist die Nacht, da ihre Ketten springen!
Tagscheu und heimlich recken sie die Glieder —
Sie singen leis, wie lohe Flammen singen,
Und stürzen jauchzend auf die Seele nieder! . . .

Das Meer

(Im Volkston)

Das Meer, das Meer, das Meer ist so groß
Und so ferne sind Ufer und Land.
Da schreitet durchs wilde Wellengetos
Und durchs Nebelgrau,
Ich seh' es genau,
Eine bleiche Frau,
Und hebt ihre weiße Hand.

Es flattert ihr Schleier im Sturmgewühl
Und peitscht den Himmel, das Meer;
Ihr Atem haucht so still und kühl,
Und wen ihre Hand
Ganz leis umspannt,
Der sieht das Land
Und die Stätten der Heimat nicht mehr . . .

Dem bricht die ewige Sehnsucht das Herz,
Sie falten ihm Hand in Hand,
Und senken ihn betend niederwärts,
Und seufzen bloß:
„Ein Seemannslos!"

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Meer, das Meer, das Meer ist so groß,
Und so ferne sind Ufer und Land . . .

Der Tod und das Leben

Am Berge Carmel stand der Tod. Sein hohles,
Versunknes Auge schweifte durch die Fluren,
Die neuerblühend in der Dämmrung lagen . . .
Aus jeder Blume stieg ein schwellend Duften,
Im Morgenwinde schwankten Blüt' und Blatt,
Im Wald die Vögel sangen Jubellieder,
Und aus den Wolken trat die junge Sonne . . .

Der Tod sah stumm und finster . . . Neugeboren
Stieg hier das Leben auf. Allmächtig — ewig! —
„Und hab' ich, ruft er bleich und zornesmutig,
Nicht nächtlings tausend Keime hingemordet
Mit rauhem Frost, verdarb mit Hagelschlag
Die Fluren — hetzte Seuchen durch das Land,
Und sandt' der Welt den Massenmörder „Krieg"!
Und dennoch blüht und keimt das Leben! Ewig,
Als spottet's meiner Macht! Verruchtes Weib,
Ich will dich sehen, Leben, das ich hasse,
Das Opfer gibt, daß ich sie grausam morde,
Und ewig neugebärend — neue zeugt!"
Und vor ihn tritt, der duft'gen Flur entstiegen,
Ein üppig Weib in voller Jugendblüte,
Die Formen weich, durchglüht von warmem Leben,
Ein sinnlich Weib, berückend und verlockend,
Wie nie ein schöneres die Erde zeugte.
Doch starr das Aug' geschlossen, und die Hände
Abwehrend scheu dem Tod entgegenstreckend
Ruft sie: „Du willst mich sehn! Wohlan, hier bin ich,

Doch lockt es nimmer mich, auch dich zu sehn;
Denn wenn ich mächt'ger auch — ich meide dich
Weil ich dich hasse — weil du häßlich bist!"

Doch jener wütet: „Eitles Weib! Verworfne!
Was prahlst du, Buhlerin, mit deiner Stärke!
Ich will im Staub dich sehn, wie alles Leben
Zum Staube wird!"
„Du irrst," entgegnet jene,
Ich bin unsterblich, ewig so wie du,
Ohnmächtig haßt du — die du nie bezwingst!
Denn magst du, was ich zeuge, auch vernichten,
Was ewig schafft und was du nie ertötest,
Was selbst den Tod nicht fürchtet — ist die Liebe!
Sie spottet duldend deiner rauhen Macht,
Und ich mit ihr — sie hält mich ewig jung!"

„Verruchte, höhnst du mich!" so keucht der Tod
Und stürzt sich wütend auf das blühe Leben.
Er faßt das Weib mit starren Knochenarmen,
Und seine dürren Finger bohrend krallend
Sich in die blühend weichen, satten Formen,
Und ächzend sinkt das Leben in die Knie.
„Du kannst mich martern," stöhnt sie, „doch nicht töten!"
Und zitternd ringen ihre schlanken Arme,
Den grausen Ueberwinder fortzustoßen.
Umsonst, schon faßt er wild sie bei der Kehle,
Und laut und gellend tönt sein heis'res Lachen . . .
Da bleibt sein Blick auf ihren Zügen haften,
Und höhnend ruft er: „Warum schließest du
Die Augen zu! Kannst du nicht sehn den Tod,
Den du nicht fürchtest! Eitle Prahlerin,
Zum Staube du!" — und mächtig schleudert er

Zur Erd' sie hin und setzt auf ihre Schultern
Den Fuß — Da öffnen sich die dunklen Augen,
Verzweifelnd halb und sehen starr ihn an.
Und schaudernd weicht der bleiche Tod zurück,
Dem jäh des Lebens Blick entgegenglühte —
So stumm, so groß, von wildem Haß durchlodert!
Da faßt ihn jäh der Drang des vollen Lebens,
Und fremdes, niegekanntes, heißes Sehnen.
Er sieht vor sich im grauen Staube ringen
Das schöne Weib, das nackte keusche Leben!
Und wild durchglüht von sinnlosem Begehren
Reißt er sie hoch empor, umschlingt sie jauchzend
Und preßt sie wonnekeuchend an die Knochenbrust.
Und seine Arme schnüren enger sich
Wie kaltes Eisen um die weichen Glieder.
„Ich kann dich töten nicht — du bist unsterblich,
Doch kann ich martern dich, und kann dich quälen!
Nun bist du mein — dich schützt die Liebe nicht,
Du wirst mein Schatz — es gibt ein tolles Fest,
Ich selbst, der Tod — ich selbst — ich will dich lieben!"
Schweratmend ruht das Weib an seiner Brust,
Das Wort der Liebe zwang ihr mächtig Sträuben,
Und dulden muß sie machtlos die Umarmung,
Und schaudernd nur empfängt sie seine Küsse.
Er aber, heiß durchglüht vom Hauch des Lebens,
Der seine kalte Knochenstirn umweht,
Umschlingt sie stumm in wüstem Wollusttaumel
Und preßt die vollen, lebenswarmen Lippen,
Bis daß sie stumm und reglos bricht zusammen,
Bleich wie der Tod, dem sie im Arme ruht —
Doch da sie zuckend ihm zu Füßen sinkt,
Und wollustmüd die dunklen Augen schließt;
Da läßt er ab von ihr und flieht gepeitscht von dannen,

Gleich wie aus kurzem, schwerem Traum erwacht,
Und läßt sie wund und bleich im Staube liegen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ihr aber ward ein Kind! Vom Tod gezeugt —!
Und unter Flüchen brachte sie zur Welt
Die Frucht der Liebe, die der Haß geboren.
Doch weil ihr Leib allein das Kind empfangen,
Und nichts der Geist und nichts das Herz empfunden,
Trägt es der Mutter Leib — das warme, blühe Leben,
Doch auf der Stirn gezeichnet, und im Aug' —
Dem hohlen, eingesunknen, weltenscheuen —
Das Mal des Kain, der in die Welt gebracht
Den Mord — das grause Erbstück seines Vaters!
Doch haßerfüllt stößt es die Mutter fort;
Sein Anblick foltert sie mit bangem Grauen,
Aus seinem Antlitz grinst das Schreckgespenst
Der grausen Stunde, da der Tod sie liebte,
Und schändend ihren keuschen Leib gesegnet! . . .

Der Wahnsinn heißt das Kind, das sie geboren.
Fremd irrt es, hilfesuchend auf der Erde,
Lebendig tot, vom Leben ausgestoßen,
Und lebend doch, und atmend wie ein Wesen.
Vom Menschenschwarm gefürchtet und gemieden,
Gehaßt, verfolgt, dem wilden Tiere gleich,
Mit hohlem Auge und mit siechen Schritten,
So schleppt es sich, gejagt vom Fluch des Lebens,
Der rastlos hetzt den kranken müden Leib.
Bis er zusammenbricht, und bis der Vater,
Mitleid'ger als die Rabenmutter Leben,
Die ausgestoßne Waise zu sich nimmt! . . .

Abendstimmung

Zum Meeresstrand führt mich mein irrer Pfad —
Schon senkt der Abend dämmernd sich hernieder,
Es braust die Meerflut grollend ans Gestad,
Sturmvögel irren einsam hin und wider.

Am Horizont verblutet still der Tag.
Und auf dem Felsenkamm, dem steinern kahlen,
Gleichwie auf einem Riesensarkophag,
Im Tode ruhen seine letzten Strahlen!

Und hinter Nebeln birgt sich scheu das Licht.
Das Strahlenmeer der jungen Frühlingssonnen,
Das morgens funkelnd durch die Wolken bricht,
In einen fahlen Streifen ist's zerronnen.

Die ersten Schatten fallen tief und schwer,
Der letzte Glanz und Duft ist längst vergangen,
Der blaue Himmel und das dunkle Meer
Sie halten dämmernd sich im Grau umfangen . . .

Ein schweres, müdes Atmen der Natur,
Durch deren Züge Sterbenslächeln gleitet. —
Das ist des Todes leise Geisterspur,
Der durch das Blütenfeld des Lebens schreitet . . .

Meine Träume

Das sind meine Träume, sie schauen mich an,
Und locken mich nächtig in ihren Bann . . .

Sie ziehen mir an ein purpurn Gewand,
Und geben mir Szepter und Apfel zur Hand;

Sie schlingen mir Blumen ins lockige Haar,
Und bieten die Krone, die Krone mir dar! —

So haus' ich ein König in mächtigem Reich,
Und dünke den seligen Göttern mich gleich.

Das sind meine Träume, sie schauen mich an,
Und locken mich nächtig in ihren Bann . . .

Gar wonnige Mädchen erblühen mir hold,
Mit Augen wie Sonnen, und Locken wie Gold.

Sie wiegen sich leise und schmiegen sich warm,
Mit knospenden Lippen und schwellendem Arm.

Die Schönste umfängt mich und flüstert mir leis:
„Ich liebe dich ewig, ich liebe dich heiß!"

Dann saugt sie mit Küssen, das herrliche Weib —
Die trunkene Seele mir aus dem Leib!

Das sind meine Träume, sie schauen mich an,
Und locken mich nächtig in ihren Bann . . .

Sie wecken zum Leben, was tot ich geglaubt,
Umwinden mit Lorbeer das junge Haupt.

Sie reichen die goldene Leyer zur Hand,
Und führen mich singend von Land zu Land . . .

Sie zeigen die Welt mir so sonnig und weit,
Die Menschen voll trunkner Glückseligkeit.

Auf Erden, da haust nun ein neues Geschlecht:
Die Herzen sind gut und die Herrscher gerecht!

Die goldene Freiheit erstand aus dem Grab,
Und grüßt mich mit prangendem Blütenstab —

Und selber die Weisheit — fast glaub' ich es nicht —
Sie zeigt nun dem Dichter — ein frohes Gesicht!

Das sind meine Träume, sie schauen mich an,
Und locken mich nächtig in ihren Bann . . .

Da springt mir der Morgen durchs Fenster ins Haus
Und wirft sie zusammen zur Türe hinaus . . .

Sterben

Standst du je am Sterbelager
Eines früh verstorbnen Teuren!
Sahst du, wie die Augen brechend,
Stumm in Todesangst gerichtet
Auf dein kummervolles Antlitz,
Sorgen lesend — Hoffnung spähend!

Fühltest du auch dann, wie leise,
Still ergeben in sein Schicksal,
Seine Hand ergreift die deine,
Feucht und kühl und ohne Leben!
Sahst du seine Blicke haften
Scheu und stumm an deinem Antlitz,
Bis in seine welken Lider
Schwerentrungne Tränen traten . . .

Doch den Sterbenden zu trösten
Zeigtest du ihm heitre Miene,
Faßtest seine blassen Hände,
Logst ihm vor von künft'gen Tagen,
Glück und Freude und Genesung! —

Und der Kranke ahnt dein Wollen —
Dankend blickt auf dich sein Auge;
Und als glaubt' er deinen Worten —
Senkt er still das Haupt zum Tode,
Auf den Lippen — sanftes Lächeln . . .

Also stehst du heiter scherzend,
Siehst mein junges Glück verscheiden,
Tröstest mich mit sanften Worten,
Sprichst von Heilung und Vergessen —
Und den Tod im müden Herzen,
Nicke ich dir still und gläubig,
Und du siehst mich heiter lächeln,
Und du siehst mich lächelnd sterben . . .

Abschied

Die Glocke tönt! — das erste Läuten.
Wie flieht die Zeit doch pfeilgeschwind!
Ich will zum Wagen dich geleiten,
Gib' dein Gepäck und komm' mein Kind!

Die Glocke tönt — das zweite Läuten.
Nun ist es ernst . . . bist du bereit!
Noch einen Kuß, noch einen zweiten
Nun aber rasch, es drängt die Zeit . . .

Die Glocke tönt — das dritte Läuten.
Durchs Fenster noch ein letzter Blick —
Es rollt der Zug . . . Zwei Tränen gleiten . .
Der Himmel hüte dein Geschick!

Lieder

Lethe

Mein Haupt trägt einen Kranz von Mohn,
Mit Blüten, groß und rot;
Und meine Seele schläfert schon,
Mein Herz ist lange tot . . .

Nur manchmal nickt noch still und matt
Das Haupt als wie im Traum,
Und leis entsinkt ihm Blatt für Blatt —
Der Schläfer merkt es kaum . . .

Wunsch

Ich möchte eine reine Seele kennen,
Die keiner zweiten Seele noch gelebt,
Die noch in zitternd scheuem Glutenbrennen
Der erste Atemzug der Sehnsucht hebt —

Die noch — wenn all die Wonnen dieser Erde
Vor ihrem keuschen Aug' sich prunkend reihn,
Erschauernd fleht mit ängstlicher Geberde:
„O geht hinweg von mir — laßt mich allein!“

Dann möcht' ich der Erlösung Wort ihr nennen,
Das von dem Schattensein den Schleier hebt. —
Ich möchte eine reine Seele kennen,
Die keiner zweiten Seele noch gelebt . . .

Mein Leid

Nicht mit stummem Dämmergrau
Kam das Leid, mich zu erdrücken,
Aus des Himmels heiterm Blau
Sah ich's flammend niederzücken!

Als mein junges Glück geraubt,
War's zu lichter Sommerwende,
Und die Dornen um mein Haupt
Schlangen liebe, liebe Hände . . .

Morgen

Auf des Berges dunklem Kamme
Steigt der Sonne Glut empor,
Leuchtend springt die Purpurflamme
Aus der Wolken Nacht hervor.

Wonneschauerndes Erbeben
Zittert über Feld und Hag,
Und empor zu neuem Leben
Hebt sein Haupt der junge Tag.

Siegend über Nebelscharen
Schreitet er die Ruhmesbahn —
Und der Vögel Singfanfaren
Künden seine Herrschaft an! . . .

Abend

Die Nacht hat den Tag geschlagen,
Schon steigt sie zürnend auf —
Ihr Heer, die Wolken, jagen
Den Wunden im Siegeslauf.

Hoch über die Berge steigt er
Hinüber ins dunkelnde Tal,
Sein leuchtendes Antlitz neigt er
Noch grüßend zum letztenmal — ...

Aufsprühend in Siegesflammen
Der dämmernde Himmel loht —
Dort brach der Tag zusammen
Und starb den Heldentod! ...

Ein Blick

Was ich erstrebt — ich hab' es nicht erworben,
Mein Herz ist müd.
Die Hoffnung ist in mir erstorben,
Die kühne Kraft verwelkt — verdorben,
Der letzte Funken ist verglüht . . .

Da noch einmal ein zuckend Flammenleuchten,
Ein Sterbelicht!
Aus deinem Aug' dem tränenfeuchten
Ein Blick, der mir vom unerreichten,
Verlornen Glück des Lebens spricht! . . .

Schönheit

Es geht ein tiefes Ahnen
Von Glück durch die Natur
Und alle Blüten mahnen
Dein Herz an seine Spur . . .

Und alle Träume heben
Zu ihm ihr Haupt empor —
Und alle Wünsche beben
An sein verschloßnes Tor.

Doch nur in Sehnsuchtsträumen
Beglückt es ahnend dich —
Erhebt aus Meeresschäumen
Die nackte Schönheit sich! . . .

Mein Gram

Wie ward das dunkle Tal so still,
Das letzte Vogellied verklungen —
Mein Gram allein nicht ruhen will,
Ihn hat die weite, stille Nacht,
Die jedem Herzen Trost gebracht,
Noch nicht in Schlaf gesungen . . .

Er schreitet nächtlich durch mein Herz,
Dem keine Ruh' mag frommen,
Wie müden Schrittes heimatwärts
Ein Wanderer durchquert die Welt,
Der seine Rast nicht früher hält,
Als bis er heimgekommen . . .

Lied

Schon ein Lied — ein Vogellied!...
Lockend klingt es um die Schwelle:
„Sieh', der rauhe Winter flieht —
Und der Sonnenschein, der helle,
Läßt die Fluren rings erblühn,
Komm heraus ins junge Grün!"

Noch ein Lied — ein Vogellied!
Sehnend pocht es an die Scheiben:
„Sieh', die späte Traube schied,
Und die ersten Flocken treiben.
Meine Seele irrt im Hain —
Laß mich ein, o laß mich ein!" ...

Und schlägt mir dein Herz . . .

Und schlägt mir dein Herz, und bist du mir gut,
So sollst du's nicht länger verhehlen,
Laß Flamme und Flamme mit feurigem Mut
Zu lodernden Brand sich vermählen!

Was soll uns die Welt — was kann sie uns sein!
Sie zwingt unser Fühlen nicht nieder,
Und schließt du die Liebe ins Herz hinein,
Sie kommt ja doch wieder und wieder!

Sie schürt in der Asche verborgene Glut
Und flammt durch die dürstenden Seelen —
Und schlägt mir dein Herz, und bist du mir gut,
So k a n n s t du's nicht länger verhehlen!

Das Glück

Als mir genaht der Erde Glück,
Laut jubelnd, sonnenlicht
Da trat ich stumm und scheu zurück —
Mein Herz ertrug es nicht . . .

Doch als es kam zu stiller Stund'
Und haucht: „Was zögerst du!“
Da küßt' ich's leise auf den Mund
Und lacht' und weint' dazu! . . .

Sehnsucht

Was bist du nicht gekommen!
In Sehnsucht harrt' ich dein —
Nun ist der Tag verglommen,
Es bricht die Nacht herein —

O wäre sie vorüber,
In Tränen bang durchwacht —
Schon blickt mein Auge trüber,
O diese lange Nacht . . .

Erinnerung

Wir saßen stumm, wir saßen lang —
Fernüber kam's wie Glockenklang.

So wonnesüß, so sterbensbang,
Als ob ein altes Lied erklang,
Das uns von toten Tagen sang.

Wir saßen stumm, wir lauschten bang —
Fernüber kam's wie Glockenklang . . .

Tag und Traum

(1899—1905)

Ferne verdonnert des Tages Schlacht!
Schreite, mein Roß, mit verhängtem Zügel.
Blutiges Tagwerk — du bist vollbracht!
Deine Erschlagenen schlafen im Schacht,
Ragend im Mondschein dämmern die Hügel . . .

Nahe, du tiefe, du selige Nacht,
Löse mir dienend den Fuß vom Bügel,
Bette mich leise, bette mich sacht,
Und was im Traume erschaudern mich macht,
Decke du sühnend mit bergendem Flügel! —

Traumgewalten

Wenn stumm die Nacht aus ihren Tiefen steigt
Und mich umfängt mit schlummersanften Armen,
Dann fühl' ich, wie sie still sich niederneigt,
Und mir mit wunderseligem Erbarmen
Die kühle Hand auf meine Stirne legt —
Und plötzlich flattern aus verborgnen Tiefen
Die Träume auf, die meine Brust gehegt,
Gleich Fledermäusen, die am Tage schliefen . . .
Sie huschen durch der Seele weite Hallen
Und regen sich, geschäft'gen Dienern gleich,
Sie tragen tausend Dinge hin und wieder,
Sie bauen auf und reißen hurtig nieder,
Was hell am Tag geglänzt, wird fahl und bleich,
Des Lebens steinerne Paläste fallen,
Denn selbst errichtet sich der Traum sein Reich . . .
Was teuer mir, entkleid' ich mit Verachten,
Was niemals ich erhofft', wird lockend mein,
Mein kühnstes Streben, mein begeisternd Trachten
Belächle ich in dieser Welt von Schein.
Das Wahre wird zum Trugbild lockrer Stunden
Und meine tollsten Träume werden wahr —
Was mich im Leben mag zutiefst verwunden,
Im Spiel des Traumes läßt's die Stirne klar —
Kein dunkler Schatten trübt das heitre Lächeln,
Mit dem der Trug die ernste Lippe schürzt,
Wenn gute Geister mir dir Stirne fächeln
Im tiefen Schlaf, den keine Sorge kürzt . . .
O süße Todesahnung dunkler Stunden,

Die mich mit holder Täuschung oft betrog —
Wie hab' ich deine Gnaden tief empfunden,
Wenn sich dein Antlitz zu mir niederbog,
Und leise lächelnd meine müden, wunden,
Beladnen Schultern ihrer Last entbunden,
Die mich zu deinen Füßen niederzog! . . .

O komm' auch jetzt! . . . Und laß' mein Herz gesunden,
Leg' deine blasse, feine Segenshand
Auf meine Stirne, bis mein Leid entschwand,
Und führ' mit deinen stillen Mutterhänden
Aus dumpfen Grames grauen Kerkerwänden
Die Seele in dein lächelnd' Friedensland . . .
Auf! Rufe deiner Träume bunte Schar,
Daß sie um mich den tollen Reigen schlingen,
Dem dunklen Gram, den mir der Tag gebar,
Betörend ihre Schlummerlieder singen,
Bis ich vergessen mag, was ist und war . . .

Du nahst! Ich fühle deine Zaubermacht! . . .
Schon hör' ich deine Silbersohlen klingen
Und schaue deines Mantels Sternenpracht!
Durch wehe Lüfte tönt ein leises Singen
Und müder Duft von Rosen und Syringen
Sinkt auf die Stirne wie ein Schleier sacht —
Schon fühl' ich deine Arme mich umschlingen
Und trinke deinen Kuß, geliebte Nacht! . . . .
Schon werden meine Blicke licht und klar,
Die dunklen Weiten lächelnd zu durchdringen —
Die Schwere weicht — ich fühle Himmelsschwingen —
Auf! Rufe deiner Träume bunte Schar! . . .
Die Welt wird weit — und alle Fernen klingen! . . .

Balder

Noch bin ich Balder, noch flammt mein Blick,
Die Schatten der Tiefe zu bannen,
Noch halt' ich umschlungen mein junges Glück
Und werf' euch mit siegendem Arm zurück
Und scheuche euch lachend von dannen!

Und naht ihr vereinigt in finsterer Schar
Und türmt ihr die Wolken zum Lichte,
So tret' ich entgegen euch frei und klar,
Und biete euch leuchtend die Stirne dar,
Die Sonne im Angesichte! . . .

Und nimmer bezwingt ihr mein tagend Geschick,
Was Lokis Tücken auch sannen —
Ich schmettre euch siegend ins Dunkel zurück,
Denn noch bin ich Balder, noch flammt mein Blick,
Die Schatten der Tiefe zu bannen! . . .

Ende

Viele graue Tage seh' ich kommen,
So kalt und leer und sonnenlos,
Sie sind so bang und so beklommen,
Und haben Augen, scheu und groß.

Und du und ich, wir beide schauen
Hinein in ihre dunkle Nacht,
Das gleiche weltentiefe Grauen
Ist's, das uns beide beben macht.

Und endlos liegt vor uns die Ferne —
Der frühe Abend dunkelt an,
Am Himmel stehn die ersten Sterne,
Doch trüb verschleiert liegt die Bahn. —

Da reich' ich stumm dir beide Hände
Und spreche dir mit sanftem Blick:
„Das ist die Nacht — das ist das Ende! —
Nun kehrt kein Morgen uns zurück —

So komm' und laß in deine Augen
Noch einmal voll und ganz mich schaun,
Den letzten Strahl des Lichts mich saugen,
Eh' uns umfängt das tiefste Graun. —

Aus meinen Blicken sollst du trinken
Mein erstes und mein letztes Flehn,
So laß uns Aug' in Aug' versinken,
Und laß uns lodernd untergehn! . . .“

Die sterbende Narzisse

Ich lege stumm sie fort . . . Der Tag bricht an
Und scheu entflattert mir der Traum der Nacht —
Da liegt sie welk und matt — und mit ihr starb
Die Stunde auch, die wie ein Frühlingswehn
Die müden Sinne schmeichelnd mir umgaukelt . . .
Da ich aus lieber Hand sie zitternd nahm,
Sah ich im Aug' der Nacht das Glück mir leuchten,
Aus dunklen, abgrundtiefen Blicken sah's
Wie lachende Verheißung mir entgegen.
Nun bricht der Morgen an — die Nacht verbleicht
Und funkelnd wirft die junge Strahlensonne
Ihr zuckend Licht in mein verwaistes Herz!

Doch diese Grabesblume meines Friedens,
Die nun mit süßen Zaubern mich umspinnt,
Ich liebe sie — ich lausche ihren Düften,
Die ihre Blumenlippen sterbend hauchen.
Ich liebe sie — und atme ihre Seele
Als einen ungeahnten Gruß von dir —
Denn tief geheimnisvoll mit ihr verbunden
Lebt deine Seele in der ihren, und
Durch sie, die traurig welkend hier verblüht,
Umschwebst du mich mit deinen Zauberdüften . . .

Denn du — du vielumworbne Mädchenblüte,
Wie gleichst du dieser duftenden Narzisse —

Du blühst und prangst, weil dies dein Blumenlos,
Und lockst die bunten Falter lächelnd an! —
Doch die mit eitlem Girren dich umschmeicheln,
Sie suchen deiner Liebe Honigseim —
Sie bannt der Farben Zauber, deiner Formen,
Der lilienschlanken, süßgeheime Pracht —
Doch diese Blume spricht von deiner Seele,
Die manchmal nach dem Jubel deiner Tage
Erwacht in einer einsam stillen Stunde
Und sehnend mit den großen Rätselaugen
Hinausspäht in die dunkle Nacht des Lebens —
Bis sie in Schluchzen ausbricht — wie ein Kind,
Das sich, verlassen von den treuen Hütern,
Inmitten fremder, kalter Menschen sieht . . .

Hier diese bleiche Blume — hörst du wohl!
Sie gab mir das Vermächtnis deiner Nächte!
Ich sog's in mich wie wehen Frühlingshauch,
Daß mir so sanft wie eine stumme Träne
Dies Lied entquoll! . . . Nimm es denn hin von mir.
Vielleicht enthüllt es dir mit seinem Sehnen,
Mit den verborgnen Lauten seiner Qual
Und seinem ungestillten, leisen Klagen
So viel von dem Geheimnis meiner Liebe,
Als diese weiße Blüte, die hier sterbend
In meiner Hand verhaucht die keusche Seele,
Von deinen tiefsten Träumen — mir erzählt! . . .

Lebenstraum

Ein Frühlingsmorgen, so lind und lau,
Voll schneeiger Glöcklein die grüne Au,
Und drüber ein rosiger Blütenflaum
Von schimmernden Wölkchen am Himmelssaum —
Und das Land so weit, und die Luft so rein,
Und der Pfad voll zitterndem Sonnenschein,
Und singende Vögel in blühenden Zweigen,
Die bis zu den Händen sich niederneigen,
Und Blumen, die leuchtend am Wege stehn
Und nicken, wenn wir vorübergehn . . .

Und du und ich . . . Und Hand in Hand
Hinüber ins schimmernde Sommerland,
Wo alle die Blüten zu Früchten reifen,
Die jubelnd die sehnenden Arme greifen,
Wo nimmer die Wunden der Sehnsucht brennen
Und alle die Schmerzen entschlummern können,
Und wo wir im lachenden Lebensgarten
Mit seligem Staunen den Winter erwarten
Und — naht er und schüttelt den Schnee in die Locken, —
Wie Kinder uns freuen der glitzernden Flocken . . .

Und wo wir dann endlich am irdischen Ziel
Entschlummern gleich Kindern, die müde vom Spiel
Und denen, da lässig die Hand es nicht hält,
Das schimmernde Spielzeug, das Leben, entfällt —
Der Vater nimmt's leise — sie fühlen es nicht,
Noch lächelt er gütig — dann löscht er das Licht —
Nun sind sie entschlafen und ahnten es kaum . . .
O fröhlicher, seliger Lebenstraum!

Tag im Frühling

Jäh aus den Mutterarmen der Nacht
Hat er sich trotzig emporgerungen.
Jubelnd mit tausend lebendigen Zungen
Grüßt er das purpurn=gleißende Licht,
Das aus dem Auge der Schöpfung bricht,
Das seine jugendlich prangenden Glieder
Wollüstig gleitet auf und nieder,
Bis es ihn ganz mit Strahlen umrungen,
Und seinen herben Willen bezwungen,
Und ihn zum dienenden Sklaven gemacht . . .

Staunend schaut sein Auge die Sonne,
Wie sie in nackter Schönheit sich breitet,
Strahlende Glieder holdselig spreitet,
Goldig sich dehnt in blaßblauer Flut.
Bebend durchlodert ihn steigende Glut,
Daß seine Seele verlangend sich weitet,
Stumm in die Knie sein Sehnen gleitet,
Und seine quellenden Tränen sinken
Tief in die Gräser, die dürstend trinken
Selige Qualen und leidvolle Wonne . . .

Aber schon schwindet sein stummes Ergeben,
Wandelt sich wachsend in wildes Verlangen
Wirbt um ihr liebegewährend' Umfangen —
Streut ihr zu Füßen die blühendste Pracht,
Flüstert ihr Schwüre, zu Düften entfacht,
Läßt durch die Zweige der keuschen Syringen

Lockende Lieder der Liebe erklingen . . .
Bis sie von sehnendem Werben bezwungen
Hält ihn mit glühenden Armen umschlungen,
Lodernd entflammt zu süßem Verbeben! . . .

Endlich vereinigt zu tiefem Genießen —
Ringt sie empor sich in jähem Besinnen,
Selig Verweilen wird flüchtig Entrinnen,
Holdes Gewähren versagender Groll . . .
Stumm sieht er, heimlicher Aengste voll,
Wie sie blinzelt aus bösen Augen,
Die nur zum Spott, doch zur Liebe nicht taugen —
Wie sie der Blicke verheißendes Leuchten
Schattet mit Schleiern, mit nebelfeuchten,
Drohenden Wolken und Tränenergüssen . . .

Kalt erscheint ihm ihr Herz und versteint . . .
Gleich als hätte sie nicht noch eben
Ihm ihren blühenden Leib gegeben,
Und seine flammenden Wünsche gestillt . . .
Und seine Sehnsucht wird grausam und wild,
Zerrt mit den blassen, fiebernden Händen
Gierig an wallenden Nebelwänden —
Ballt die Wolken, die schützend sich türmen,
Wild mit der Leidenschaft keuchenden Stürmen,
Wirft sich zu Boden und wütet und weint . . .

Aber der Sonne ist alles nur Scherz,
Plötzlich enthüllt sie sich lächelnd wieder,
Zeigt ihm die buhlenden, lockenden Glieder,
Drückt ihn ans Herz zu erneuertem Glück,
Stößt ihn dann lachend noch jäher zurück . . .
Halbes Gewähren, dann grausam Versagen,

Launen der Liebe — wer möchte euch tragen!
Ruhloses Lieben wird ruhloses Hassen,
Scheu irrt der Tag durch die dunkelnden Gassen,
Peitscht an die Fenster den schluchzenden Schmerz!

Rings von den Bäumen die blühende Pracht
Wirbelt verzweifelt er nieder zur Erde.
Und wie das Toben entfesselter Pferde
Rasen die Stürme durch Wälder und Au.
Alles, was leuchtet, verrieselt ins Grau —
Bang, wie zum rettenden Ufer der Ferge —
Flüchtet die Sonne sich hinter die Berge . .
Grau ist die Welt, wie das ewige Sehnen,
Stumm schmiegt der Tag mit sanft rieselnden Tränen
Sich in die tröstenden Arme der Nacht . . .

Lied der Sehnsucht

Zerlumpt meine Kleider und wund mein Fuß,
Gebeugt von Armut und Sorge,
Doch tief im Herzen die ewige Liebe
Und schimmernde Träume des Lichts!

So wandle ich hin durch den Staub des Alltags,
Mit müden Schritten wandle ich
Immer fort, immer weiter durch endlose Fernen,
Der Sehnsucht nach, der ewigen Sehnsucht . . .

Mein Herz ist voll und meine Liebe ist groß,
Doch größer ist meine endlose Sehnsucht.
Mein Glaube ist stark und stark ist mein Hoffen,
Doch stärker ist meine ewige Sehnsucht!

Zu dir, zu dir in den Tag, in die blinkende Sonne,
In den sinkenden Abend, in die winkende Nacht!
Doch Sonnen verbleichen, der Abend verlischt und Sterne versinken;
Aber nimmer verlodert im Herzen die Liebe!

Und meine Liebe ist ein ewiger Traum,
Der über dem Jammer und dem Elend des Alltags schwebt;
Doch meine Sehnsucht ist ein ewiges Lied,
Das singt und klingt in die Träume der Liebe.

Und mein Lied eilt zu dir durch die endlose Nacht
Und mein Lied ist der Tag, ist die Sonne.
Denn sein Inhalt ist Liebe, sein Leib ist Musik,
Doch seine klagende Seele ist Sehnsucht!

Weg zur Höhe

Ich geh' den gleichen Pfad wie du,
Der Sonne zu, der Sonne zu —
Doch leichten Schrittes, wie im Tanz,
Greifst lächelnd du nach Blüt' und Kranz!

Dein Antlitz Morgenrot umflicht —
Ich wandle noch im Dämmerlicht.
Du nimmst den lichten Höhenflug,
Ich führe still der Menschheit Pflug . . .

Doch wenn mein Tagewerk vollbracht,
Dann naht der stille Traum der Nacht
Und flicht mir stumm, zu Dank und Lohn,
Ums Haupt den Kranz von vollem Mohn.

Dann trittst du still in meinen Kreis,
Legst auf die Stirn die Hände leis
Und hauchst in meines Herzens Nacht
Die Zauber deiner Frühlingspracht —

Und alle Zweifel gehn vorbei.
Das Herz wird stark, der Geist wird frei —
Was noch in fernster Zukunft harrt,
Wird tiefbeglückte Gegenwart! . . .

Doch wenn der lichte Morgen naht —
Geht's wieder fort den steilen Pfad —
Mit schwerem Schritt bergauf, bergan —
Mein Falter du! Voraus! Voran! . . .

Schlaflose Nacht

Gehüllt in die dunkelnden Schatten der Nacht
Seh ich die langsamen Stunden schreiten
Zum schweigenden Tempel der Ewigkeiten,
Wo das letzte Geheimnis sinnt und wacht,
Wo die geöffneten Pforten starren
Und unheimlich knarren,
Und warten und harren
All derer, die lautlos dem Leben entgleiten
Wie ein Stein in die Flut
Der fällt und fällt,
Bis er unten ruht
Am Grunde der Welt . . . .

Und ich sitze wach
Und meine sehnenden Arme breiten
Sich stumm ihnen nach,
Denn ich möchte mit ihnen schreiten
Zum schweigenden Tempel der Ewigkeiten.
Denn mich schreckt nicht die Nacht —
Mich schreckt nur der Tag,
Der lauert und wacht
Und die sinnenden Träume der Nacht umflicht
Mit dem kalten, grausamen, leblosen Licht
Der nüchternen Wirklichkeiten,
Der mit der Stunde ehernem Schlag
Hämmert mein armes, zuckendes Herz
Zu hartem, stählernem, blinkendem Erz,
Daß es nimmermehr sinnen und träumen mag . . .
Mich schreckt nicht die Nacht —
Mich schreckt nur der Tag! . . .

Traumglück

Nun gehst du oft durch meine Träume
Mit deinem sanften Schwebeschritt
Und bringst in meine stillen Räume
Des Glückes reinste Schauer mit.

Und stumm umfang ich deine Glieder
Und trinke ihre keusche Glut.
Wie Todesschatten auf mich nieder
Fällt deiner Haare dunkle Flut.

Und meiner Sehnsucht Qualen schweigen,
Nur wie aus weiter Ferne her,
Hör' ich ihr Lied die Unschuld geigen,
So sterbensbang und wonneschwer . . .

Geständnis

Ich möchte nimmermehr verschließen
Die Sehnsucht meiner Lebensnacht,
Ich will's in deine Seele gießen,
Was mich so weltverloren macht:

Den Traum von jenem Morgenglühen,
Von jenem ersten Tag des Lichts,
Da alle Blumen mir erblühen
Im Zauber deines Angesichts.

Da wir der Erde uns entringen,
Und meine Seele, nachtbefreit,
Auf deiner Liebe Purpurschwingen
Hinauszieht in die Ewigkeit . . .

Dereinst

Wenn einst nach sonnensatten Tagen
Ein müdes Grau dich stumm umfängt,
Und Einsamkeit die lauten Klagen
Zurück in deine Seele drängt,

Wenn niemand deines Herzens Trauern
Und seine Wonnen teilen mag,
Dann quillt für mich aus nächt'gen Schauern
Ein lichter, morgenfroher Tag.

Dann komm zu mir! . . So weltenferne
Harrt eine bange Seele dein.
Erloschen dir die letzten Sterne —
Mein Herz wird nicht verglommen sein . . .

Zum Schlafengehen

Einem Kinde

Droben am Himmel in seligem Schein
Wandeln die lächelnden Engelein,
Stecken die blinkenden Lichtlein an,
Funkelnde Sternlein auf ewiger Bahn —
Leise mit klingenden, singenden Sohlen
Nahen sie lächelnd und huschen verstohlen,
Löschen des Tageslichts störenden Schein,
Hüllen in wonnige Träume dich ein,
Decken mit sorgenden Händen dich zu,
Schlafe, mein Liebling, in süßester Ruh.

Aber am Morgen — da kommt's durch die Nacht,
Hei, wie das rattert und pumpert und kracht,
Siehst du den Drachen mit glühendem Schein!
Hinten ein Wäglein; da steigen wir ein —
Heisa die Rutschbahn! ist das ein Brausen,
Geht es ins Leben mit Donnern und Sausen!
Weit in die Welt, in die lachende Ferne,
Vorne die Sonne als Wagenlaterne,
Drinnen mein Liebling mit Strampeln und Schrein —
R—r—rutsch — in den leuchtenden Tag hinein! . . .

Ins Sonnenland ...

O gib mir deine weiße Hand,
Und folg' mir ohne Grauen,
Ich führe dich ins Sonnenland,
Du sollst die Sonne schauen!

Und dein' und meines Herzens Schlag
Erschließt uns alle Pforten —
Da liegt die Welt — ein Maientag —
Und grüßt uns allerorten.

Und da wir staunend stille stehn,
Und all die Wunder schauen,
Da will das Aug' uns übergehn,
Der Blick verschwimmt im Blauen.

Da schließen wir uns eng und fest,
Daß wir nicht irre wandern —
Und keines mehr vom andern läßt,
Und eines hält am andern ...

So nimmt das Glück uns bei der Hand,
Und führt uns lächelnd, heiter,
Zwei Selige durchs Sonnenland,
Und weiter, immer weiter ...

Die Wartenden

Hinter der blühenden Hecke im Garten
Träumende Mädchen das Glück erwarten . . .
Spielen mit Zopf und mit Schürzenband,
Schauen hinaus ins erglühende Land,
Singen ein seltsames Lied dabei,
Singen vom Frühling und träumen vom Mai . . .

Kommt um die Ecke ein Bursch gegangen,
Goldblonde Locken und samtweiche Wangen,
Augen so blau wie ein Sommertag:
„Grüß euch, ihr Mädels im blühenden Hag —
Kommt doch und küßt mich, die Schönste sei mein,
Welche mag heut noch mein Liebchen sein!“

Stehen die Mädchen in schüchternem Bangen,
Klopft auch das Herzchen in scheuem Verlangen,
Zupfen verlegen am Schürzenband,
Haben sich zürnend hinweggewandt.
Eine nur springt auf den Burschen zu,
Reicht ihm die Hand und verschwindet im Nu.

Hinter der blühenden Hecke im Garten
Träumende Mädchen das Glück erwarten . . .
Schaun in die sinkende Sonne hinein,
Möchten so gerne noch selig sein.
Schwül ist der Abend, die Sehnsucht ist schwer,
Aber der Frühling kehrt nimmermehr.

Ist nur einmal vorbeigekommen,
Hat sich die Mutigste mitgenommen —
Blieben die andern traurig zurück,
Warten noch immer aufs lachende Glück,
Singen ein seltsames Lied dabei —
Singen vom Frühling und träumen vom Mai . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Hinter der dornigen Hecke im Garten
Träumende Mädchen — das Glück erwarten . . .

Wandel des Lebens

O selige Tage der Jugendzeit! —
Rings sonnige Lande, von Blüten beschneit,
Und endlose Wiesen im jungen Grün,
Und nickende Zweige im ersten Blühn —
Und rüstiges, fröhliches Vorwärtsschreiten,
Durch lachende Fluren und sonnige Weiten,
Durch Täler und Berge und schauernde Forste,
Auf schwindelnden Pfaden zum einsamen Horste,
In klingendem Jubel, in seligem Schweigen,
Das Auge so hell, und der Fuß so leicht —
Und alles — wie weit auch die Sehnsucht reicht —
Der Seele zu eigen! . . .

Doch Stunde auf Stunde entschwindet, entflieht,
Es wandelt die Sonne empor zum Zenit.
Der Fuß wird müde. Zur ersten Rast
Einladet die trauliche Schwelle zu Gast.
Es grüßt uns ein Weib, es lacht uns ein Kind,
Wie danken wir, daß wir zu Hause sind . . .

Im weisen Erraffen, im engen Bezirken,
Nun lernen wir schaffen und lernen erwirken.
Die Sehnsucht wird stiller und enger der Kreis,
Statt Blüten trägt Früchte das grünende Reis.
Wir pflügen und jäten, wir ernten und sä'n,
Wir lernen erkennen, wir lernen verstehn,
Wir achten das Große und schätzen das Kleine,
Und wandeln beseligt im sonnigen Scheine.

Und was wir errungen im wechselnden Sein,
Umschauen wir lächelnd, und frieden es ein —
So wird uns im Mittag das Leben zum Garten
Darin wir den kühlenden Abend erwarten . . .

Die Jahre entschwinden. Die Seele wird still . . .
Die Sonne des Mittags sich neigen will.
Viel Liebes, das froh uns im Leben gelacht,
Ging längst uns voraus in die dämmernde Nacht.
Das Herze wird stiller — und ernster der Sinn,
In sinnendem Schweigen oft wandeln wir hin.
Und zwischen den Büschen und durch die Bäume
Enthuschen die Schatten verblichener Träume.
Bald wandeln wir einsam im blühenden Hain . . .
Da schließen wir enger und enger uns ein,
Den drängenden Wünschen, verwelkt und verdorben,
Den teuren Lieben, die früh uns gestorben,
Errichten wir blinkende Kreuze im Hag,
Und hegen und pflegen sie Tag für Tag —
Und stehen oft traurig im Abendscheine
Am blühenden Hügel, am mosigen Steine,
Und pflanzen die Rosen mit freudigem Mühn,
Die über den Gräbern der Toten erblühn.
So wird uns das Leben zum Friedhofgarten,
In dem wir die sinkende Nacht erwarten . . .
Und mitten darin steht — armselig klein
Ein baufällig Kirchlein: das eigene Sein,
Darein wir mit heiligem Schauer treten
Am Altar der eigenen Jugend zu beten . . .

Und manchmal, wenn wir mit traurigem Sinn
Stumm wandeln durch Gräber und Hügel dahin,
Da faßt es uns plötzlich wie stumme Trauer,

Durchbebt es uns leise wie mahnende Schauer —
Es blinkt eine Sense . . . sie schwirrt und klirrt,
Ein schleichender Gast um die Mauer irrt.
Er rüttelt am Gitter, die Pforte knarrt,
Der einsame Fremdling auf Einlaß harrt.
Er hockt sich geduldig auf mosigen Stein,
Er nickt mit dem Haupt — doch er schlummert nicht ein . . .

Schräg fallen die Strahlen . . . Der Schatten wird lang.
Was wehen die schauernden Lüfte so bang!
Im sinkenden Auge das Licht verbleicht —
Zum Tore auf lautlosen Sohlen schleicht
Die tiefe, die stille, die selige Nacht —
Sie huscht an das Gitter, sie öffnet es sacht.
Verblichen ins Grau ist das purpurne Rot.
Und stumm durch die Pforte tritt ein — der Tod! . . .

Die Nacht ist verschwiegen . . . Es regt sich kein Laut,
Bald hebt sich der Tag und das Frühlicht graut —
Es fallen die blinkenden Strahlen herab,
Umspielen, umtänzeln ein frisches Grab,
Drauf sitzt eine Lerche am Totenstein,
Die guckt in den dämmernden Morgen hinein
Und putzt sich das Schnäblein im silbernen Tau,
Der rings von den Gräsern und Blüten bebt,
Bis daß sie zum Fluge die Schwingen hebt,
Und gradaus ins strahlende Himmelsblau
Der leuchtenden Sonne entgegenzieht,
Laut schmetternd ihr ewiges Schöpfungslied . . .

Deiner Sehnsucht blasse Träume

Deiner Sehnsucht blasse Träume, die durch dunkle Nächte schreiten,
Fühle ich aus deinen Blicken in mein Sein hinübergleiten.

Und wenn deine weißen Hände sanft sich in die meinen legen,
Fühl' ich deiner scheuen Pulse wildes, ungestümes Regen,

Fühle wie der Stolz der Seele ringt mit jenem heißen Sehnen,
Das die ungestillten Gluten löschen muß mit seinen Tränen.

Laß der Gottheit reine Flamme nicht zu Staub und Asche modern,
Heilig sind die Opferfeuer, die aus Menschenherzen lodern —

Rufe wach aus ihrem Schlummer all die ungeahnten Wonnen,
Daß sie senken ihre Schalen in der Lust verschwiegne Bronnen,

Und durch der Erfüllung Pforte meine stummen Wünsche schreiten,
Zu dem mondenglanzumspielten Lager deiner Heimlichkeiten,

Wo der Sehnsucht irre Hände lösen deiner Keuschheit Spangen,
Und vom Himmel dunkler Gnaden taut ein seligstes Empfangen.

Seliges Wunder

Du meine süße Kastanienbraune,
Von deinen Gliedern geht ein Beben
Hinüber in meiner Sehnsucht Qual,
Daß ich nur immer schaue und staune,
Wie nun mit einemmal
All mein klagendes, zagendes Leben
Aufglüht wie ein goldener Sonnenstrahl.

Du meine süße Lilienschlanke,
Von deinen Händen quillt ein Segen
Hinüber in meinen tiefsten Traum
Wie ein erlösender Lichtgedanke,
Daß ich nicht begreife und fasse kaum,
Wie nun mit einemmal
Sich meine leuchtenden Schwingen heben
So weit über Erde und Zeit und Raum...

Am Piano

Stumm und einsam liegt mein Zimmer
Nur des Mondes bleicher Schimmer
Wirft durchs Fenster seine Strahlen,
Die mit zitternden Konturen
Dunkler Schatten flücht'ge Spuren
Auf die grauen Wände malen . . .

Am Piano . . . durch die Tasten,
Langsam erst und dann mit Hasten
Meine müden Finger gleiten. —
Lieder, längst begrabne Lieder
Hallen leise, leise wieder
Wie ein Traum aus alten Zeiten:

Da du, lauschend meinen Tönen,
Hieltest zärtlich mit den schönen
Sanften Armen mich umschlungen.
Deine Lippen sangen leise
Manches Liedes stille Weise,
Das in dunkle Nacht verklungen . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Draußen liegt im Mondenscheine
Stumm der Friedhof. — Kahle Steine
Schauen mondbestrahlt herüber. —
Stille Nacht so weit und traurig,
Um die Gräber ernst und schaurig
Wallt ein Nebelhang, ein trüber . . .

Wieder wie in alten Zeiten
Tändelnd durch die Tasten gleiten
Meine Finger . . . Welch ein Klingen!

— — — — — — — — — — — — —

Durch den offnen Fensterbogen
Kommt's vom Friedhof hergezogen
Wie ein leises, leises Singen . . .

Das Glück

Du gingst, dir das Glück zu erjagen,
Hinaus in die weite Welt —
Nun kehrst mit den sinkenden Tagen
Du wieder zum heimischen Belt! . . .

Du eiltest durch Städte und Felder
Und zogst über Berge und Tal,
Du träumtest im Frieden der Wälder,
Im brechenden Abendstrahl.

Du grüßtest nach Kummer und Sorgen
Den zitternden Frühlichtschein,
Als träte das Glück mit dem Morgen
Zu dir in die Stube hinein!

Du schautest in alle Karossen,
Ob sie nicht entführten dein Glück,
Und folgtest den schäumenden Rossen
Noch keuchend am Wege ein Stück.

Du flohest in Weiten und Fernen
Und zogst über Lande und Meer —
Doch strebtest du bis zu den Sternen —
Du fändest es nimmermehr! . . .

Denn als du nach fernen Landen
Auszogst mit Welle und Wind —
Ist's lächelnd am Ufer gestanden,
Ein blauäugig Bettelkind . . .

Waldkirchhof

Sinnend einst durch Feld und Wald
Ging ich schwer beklommen,
An ein Kirchlein war ich bald
Wandermüd gekommen —

Einsam lag der Friedhof da,
An die Felsenmauer
Angeschmiegt, so innig nah
Wie in banger Trauer —

Grabesrosen, matt und krank,
Schwankten auf den Hügeln,
Wo die Hoffnung niedersank
Mit gebrochnen Flügeln —

In der Ferne schied der Tag,
Ringsum tiefes Schweigen —
Welker Blätter Rauschgold lag
Auf den dürren Zweigen . . .

Kain . . .

Im Garten war's, an einem Sommerabend.
Ein froher Kinderschwarm umtollt mich spielend,
Laut lachend und in alle Lüfte jauchzend . . .
Ich aber saß in Träume tief versunken
Und sann . . . Vor meiner Seele Auge hob
Empor sich eine Welt . . . Erhabne Größe
Und stolze Macht, sie dienten als Pilaster
Dem Wunderbau, den ich im Geist erschaute . . .

Der Tempel war's der reinen Menschlichkeit —
Auf höchstem Altar thronte das Verdienst,
Und vor ihm kniete die Gerechtigkeit
Und spendete aus voller Opferschale;
Die Anerkennung schwang das Weihrauchfaß,
Indes die Demut auf den Stufen lag
Und stumm ihr schönes Haupt im Staube barg.

Auf höchstem Altar thronte das Verdienst,
Jungfräulich ihm zur Seite saß die Liebe,
Vieltausendfarbig glänzte ihre Krone,
Aus aller Tugend lichtem Schein gewoben . . .
Und rings im Tempel wallte eine Menge
Von Menschen, die im tiefsten Herzen trugen
Den Gott der Wahrheit und der Nächstenliebe —
Und selber sah ich mich als Priester dienen,
Im Staube lag ich, und von meinen Lippen
Rang sich das Lied empor — als ein Gebet! . . .

Da fuhr ich auf . . . Ein kleiner Knabe kam
Und schmiegte schluchzend sich an meine Knie.
„O, Onkelchen!“ „Was willst du, Kind — du weinst!“
„Der Bruder schlägt mich . . .“ — „Und warum, mein Kind!“
„Er will das Silberstück, das du mir gabst
Zum Namenstag!“ — „Und darum schlägt er dich!
Sei ruhig Hans, ich geb' ein andres dir —!“
Getröster lief der Kleine fort zum Spiel
Und lachte bald . . .

Mir aber traten Tränen
Ins Aug — denn krachend sah ich meines Tempels
Und meines Traums erhabne Herrlichkeit
Zum Staube sinken . . . Sinnend murmelt' ich:
„Der Bruder schlug ihn um ein Silberstück —
Aus Kinderworten spricht der Geist der Welt!
O hoher Dichtertraum mit deinem Tempel,
Du brichst zusammen — um ein Silberstück . . .!“

Seefriedhof

In meines Erdenwinkels stillen Frieden
Kam mir ein Brief von dir. Ich las ihn freudig,
Du sandtest Grüße mir aus weiter Ferne,
Doch leichthin, wie ein müder Klageton,
Schriebst du zuletzt: „Am Kirchhof von Lovrana
Liegt Anton Gumpinger, mein bester Freund . . ."
Ich faltete das Schreiben stumm zusammen,
Dann brach ich frische Rosen ab im Garten,
Drei dunkelrote, düfteschwere Rosen,
Und wandte mich zum Gehn . . . Zum Kirchlein schritt ich,
An das sich scheu und eng der Friedhof schmiegt,
Denn hart an seine Mauern tobt die See . . .

Ich trat hinein in all die tiefe Stille . . .
Gebrochne Kreuze und versunkne Hügel,
Und über allem lag die Junisonne
Im wunderbaren, letzten Abendglühn —
Dann suchte ich den Namen auf den Steinen,
Die grünen Zweige oft behutsam lüftend —
Da war's . . . Ein kleiner, halbversunkner Hügel,
Ein schmales Gitter und ein eisern' Kreuz.
Auf einem Täfelchen, da stand sein Name,
Sein Todestag, mit rohen, plumpen Lettern,
Die unbeholfne Bauernhände schrieben . . .

Er wirkte hier als Lehrer in dem Dörfchen,
Und starb. — Woran und wie? — Vielleicht verlöschend,
Wie irgendwo in heimatfremder Erde

Ein Lebenslicht verlischt, gleich einem Lämpchen
Von schwerer Luft erstickt. — So starb auch er.
Und fremde Hände schaufelten sein Grab,
Und setzten liebreich noch ein Kreuzlein drauf,
Und pflanzten Blumen auf den Hügel . . . Dann
Vergaßen sie das Grab und wohl auch ihn . . .
Doch heut — Entschlafner, den ich nie gekannt,
Steh' ich mit stummem Schmerz vor deinem Hügel
Und bringe Grüße dir aus weiter Ferne,
Und starre lange sinnend auf dein Grab.
Wie ist die Welt so klein und unser Sehnen
So groß! Bald ruht es so wie du! . . . Ein Fleckchen Erde,
Ein Stein, ein Kreuz, vielleicht ein Denkmal auch,
Darüber Bienen, die um Blüten summen,
Und dürre Zweige, die im Winde rauschen.
Nur hie und da ein Mensch, der stille steht,
Und staunend das vergeßne Grab betrachtet,
Von seinem Frieden leise angemutet . . .

Doch heute steht vor deinem Grab ein Dichter —
Wer weiß, was Trübes ihm das Leben spinnt —
Und sieht mit hellen Augen auf dich nieder!
Aus seiner Lebensfreude Becher fallen
Drei Tropfen Blut, drei dunkle Rosen nieder
Auf dein vergeßnes Grab . . . Dann neigt er sich
Und bricht von deinem Strauch ein Zweiglein ab,
Und spricht: „Ich send' es deinem liebsten Freund,
Vergib mir, daß ich deinen Frieden störte! . . ."

Ich wandte mich zum Gehn. Mit stillem Schritt
Verließ den Kirchhof ich und trat hinaus
Ans Meer. Auf eines Felsens Spitze stand ich
Und sah hinein ins letzte Abendglühn.

Die Berge hoben dunkler sich empor —
Und, hingelehnt an ihre grauen Wände,
Verschied der Tag, die blauen Fluten färbend
Mit seinem Blut, das strömend niederquoll . . .
Zu meinen Füßen lag das weite Meer
Reglos und still . . . Nur manchmal hörbar brandend,
Als schmiegt es gramergriffen sich der Erde
Mit leisem Schluchzen an die Felsenbrust . . .

Fallendes Laub

(1906—1912)

Weltentlegne, schmale Wege
Später Stunden stiller Lauf —
Wie in friedlichem Gehege
Blühen die Gedanken auf.

Nur auf jenen Himmelsbahnen,
Wo die lichten Sterne ziehn,
Schwebt des Todes dunkles Ahnen
Stumm wie eine Wolke hin . . .

Fallendes Laub

Nach trüben, nebelfeuchten
Herbsttagen schimmert licht
Ein letztes Sonnenleuchten,
Das durch die Wipfel bricht.

Auf einer Bank im Garten
Sitz' ich und träume still.
Das ist ein sinnend Warten
Dess', das da kommen will . . .

Kein Hauch, kein Lüftchen regt sich.
Ist alles ringsum tot!
Da plötzlich leis bewegt sich
Ein Blättchen, gelb und rot,

Das stiehlt sich lautlos leise,
Verrunzelt und verdorrt,
Zur stillen Heimatreise
Vom Bruderreigen fort —

Ein andres seh' ich gleiten,
Das geht dem ersten nach,
Ein drittes folgt dem zweiten,
Und also allgemach

Wie müde Pilger wallen
Zur langersehnten Ruh'
Seh' Blatt für Blatt ich fallen
Der Muttererde zu.

Die nicht im Jugendtraume
Der Sturm warf in den Sand —
Löst leise nun vom Baume
Die unsichtbare Hand . . .

Das ist ein traurig Wandern
Ein Jedes kommt daran.
Und eines nach dem andern
Tritt stumm die Reise an . . .

Spätsonne

Graue Fluren, kahle Felder,
Sturmentlaubte, dürre Wälder,
Rings, soweit das Auge schweift,
Stehn die Bäume herbstbereift.

Doch darüber, farbensprühend,
Purpurleuchtend, flammenglühend,
Schimmert auf des Berges Kranz
Später Abendsonne Glanz

Und sie schreitet wie ein Sieger
Ueber hingesunkne Krieger —
Ungebeugt den Heldensinn,
Eine stolze Königin!

Mit dem Fuß, dem zierlich weichen
Tritt sie auf gefallne Leichen —
Und durch Staub und Blut und Schaum
Wälzt sie ihres Mantels Saum . . .

Gedanken im Herbst

Wie sind diese Tage im Herbst so mild,
So friedlich liegt der Garten.
Nach Stürmen heiß und lebenswild
Dies bange Harren und Warten.

Es ist wie bereitet für einen Gast —
Will der nicht nahen und kommen!
Die Bäume stehen wie Mädchen fast
In Glut und Purpur erglommen.

Noch hält der letzte Sommertraum
Ihr tiefstes Sein umfangen,
Bald fallen die reifen Früchte vom Baum —
Nun weiß ich, warum sie bangen.

Da stehen sie nun in ihrer Not,
Vom Frühling treulos verlassen,
Und färben, wie Dirnen, grell und rot
Die Wangen, die welken, blassen.

Daß keiner merke, wie stumm und bleich
Sie ihre Sehnsucht verbluten
Und wie sie verlassenen Bräuten gleich
Ersticken die letzten Gluten.

Ihr Gramgebeugten! Zagt nicht mehr!
Laßt euer Seufzen und Weinen!
Bald wird aus lichten Höhen her
Der Tröster euch erscheinen.

Der streift all euer banges Leid
Mit sanftem Finger nieder
Und wirft euch um ein weißes Kleid
Und gibt euch die Unschuld wieder!

Das ist der Schöpfung Wundertat,
Daß diese keusche Erde,
Wie oft sie auch empfangen hat,
Niemals entheiligt werde . . .

Wann wirst du Mensch, gleich der Natur,
So voll von Güte werden,
Daß dir der Menschen Lieben nur
Der Schöpferdrang der Erden!

Daß du nicht wagst, zu stören mehr
Die Feier zweier Seelen,
Die sich in Sehnsucht wonneschwer
Trotz Schmach und Schuld vermählen,

Und gab ein Weib in Liebe sich —
Stumm heiligest sein Sehnen —
Wie Jesus' Hand einst segnend strich
Ums Haupt von Magdalenen! . . .

Einsamer Wasserfall

Reglose Stille rings im All,
Kein Laut tönt von den Zweigen —
Nur vorlaut rauscht der Wasserfall
Und stört das tiefe Schweigen.

Fast scheint er wie ein schaler Tor
Zu schwatzen und zu plauschen,
Doch neigst du länger ihm das Ohr,
Um tiefer ihm zu lauschen —

Da tönt sein Sang nicht froh und hell —
Und plötzlich will dir's scheinen,
Als hörtest du aus seinem Quell
Ein bangverhaltnes Weinen.

Die Bäume schließen eng und dicht
Sich schützend um die Stelle,
Durch ihre Zweige fällt kein Licht,
Das störend sie erhelle.

Weit draußen lacht die Erde breit
In festlichem Gepränge —
Hier trägt sie ihr verborgnes Leid
Weltab von dem Gedränge.

Und flieht auf dunkler Schmerzensspur
In diese Einsamkeiten,
Die schützend selbst um die Natur
Die Götterarme breiten.

Sie birgt sich vor der Sonne Licht
In ihrem dunklen Sehnen —
Und aus dem Felsenauge bricht
Der bange Strom der Tränen! . . .

Natur! wie fühle ich dein Leid —
Dein herzerschütternd' Klagen!
Auch du mußt in die Einsamkeit
Dein tiefstes Fühlen tragen!

Mir ist, als müßt ich meinen Schmerz
Dem deinen stumm vereinen —
Mich schmiegen an dein steinern' Herz
Um still mit dir zu weinen . . .

Abend im Feld

Flammend, wie mit letzten Gluten,
Brütet dumpf der Sonne Schein,
Durch der Aehren goldne Fluten
Schreit ich sinnend querfeldein —

Wandle still die alten Wege,
Die ich schon als Knabe schritt,
Neben mir auf schmalem Stege
Schreitet stumm die Sehnsucht mit.

Plötzlich geht's durch meine Glieder
Wie ein tiefes Müdesein,
Rastend laß ich stumm mich nieder
Auf dem alten Meilenstein.

Alles ist noch wie vor Jahren,
Sind versunken Zeit und Raum!
Was das müde Herz erfahren,
War es nur ein böser Traum!

Steht in Purpur nicht die Sonne,
Steigt die Lerche nicht zum Licht!
Ist es nicht die gleiche Wonne,
Die aus jeder Blüte bricht!

Dehnt sich golden nicht im Kreise
Früchteschwer das weite Land! ...
Sieh, da ist's, als faßt mich leise
Eine sanfte, kühle Hand ...

Wie erschreckt aus tiefem Traume
Blick' ich plötzlich jäh um mich . . .
Stille rings . . . Im weiten Raume
Regt kein Blatt, kein Hälmchen sich . . .

Nur ein bunter Falterreigen
Schwebt den Wiesenpfad entlang,
Durch der Felder tiefes Schweigen
Bebt ein naher Sichelklang . . .

Selige Wolke

Meine Blicke sinnend schweifen
Durch die weite Eb'ne hin.
Wo sich Erd' und Himmel greifen,
Seh ich eine Wolke ziehn.

Losgelöst aus Purpurgluten
Schwebt sie lächelnd ihre Bahn
Durch des Himmels blaue Fluten
Segelnd, wie ein weißer Schwan.

Langsam zieht sie ihre Kreise,
Wie gelenkt von sanfter Hand,
Meine Sehnsucht folgt ihr leise,
Träumend in ein beßres Land,

Bis von Duft und Glast umsponnen
Sanft verlischt sie allgemach.
Lange blick' ich noch versonnen
Ihrem holden Scheiden nach . . .

Sehnsucht

Wo die höchsten Wipfel schwanken
Und die ersten Wolken ziehn —
Selige Höhe der Gedanken,
Seliges Hinüberranken
Erdentrückter Phantasien.

Ohne Grenzen, ohne Schranken,
Möcht' ich immer höher fliehn —
Doch mit müden, wurzelkranken
Sinnen muß ich weiterwanken,
Meine stille Straße ziehn . . .

Wilde Sehnsucht schlägt die Pranken
Blutend mir in Herz und Sinn . . .
Was soll all dein Zagen, Zanken!
Wenn die ersten Schollen sanken,
Wirst du himmelheimwärts ziehn.

Zwieklang

Im Mittagsfrieden lag das Feld,
Verklungen war der Lärm der Welt,
Ringsum nur tiefstes Schweigen
Und stummer Halme Neigen.

Da plötzlich, sanft und wunderleis,
Tönt' eine zarte, süße Weis',
Die klang so hell und glockenrein,
Das mußt' von Weiberlippen sein.

Es war ein froher Erntesang,
Der hell von roten Lippen klang,
Doch zwischendurch wie seltsam klang's,
Wie sirrt' und schwirrt's, wie schwang und sang's.

Und einer Sense heller Klang
Stahlscharf und hart die Luft durchdrang,
Und wo die Ähren dichter stehn,
War's mir, ich müßt' ein Blitzen sehn.

Und wie das Lied sich jubelnd schwang,
Dem Sichelklang zum Zwiegesang,
Da wurde mir — ich wußt' nicht wie —
Mir klang urewige Melodie . . .

Dem Tone neigt' ich lang mein Ohr,
Der himmeljauchzend sich verlor —
Nun weiß ich, wie im schweigenden Feld
Der Tod mit dem Leben Zwiesprach hält . . .

Letzte Fahrt

Ein müder Sommervogel sang
Sein flötend Abendlied,
Wir gingen unsern letzten Gang,
Bevor die Sonne schied.

Des Stromes breites Silberband
Erglomm im Purpurlicht,
Wir gingen traurig, Hand in Hand,
Und achteten es nicht.

Am Ufer lag ein schwankes Boot,
Wir stiegen schweigend ein
Und ruderten ins Abendrot
Den Fluß hinauf zu zwein.

Die Fähre knirschte auf dem Sand,
Du sahst mich lange an,
Dann reichtest du mir stumm die Hand
Und schrittest rasch bergan.

Bergan, bergauf . . . hinein ins Land,
Das rings im Purpur lag;
Ich sah dir nach — und mit dir schwand
Mein letzter Sommertag.

Und als mein Aug' dich nimmer schaut'
Stieg ich zurück ins Boot,
Die Nacht stieg auf und fern vergraut'
Das letzte Abendrot.

Und schweigend rudert ich allein
Den dunklen Fluß hinab,
Ins stille, müde Grau hinein,
Das fröstelnd mich umgab . . .

Nur wie ein halbverlorner Klang
Zogs leise durch mein Herz:
Mein Lebensschifflein, müd und schwank,
Nun geht es heimatwärts . . .

Blick ins Weite

Ich lieg' im tiefen Gras verborgen,
Den Blick dem Himmel zugewandt,
Ein sonnengoldner Sonntagsmorgen
Spannt über mich die stille Hand.

Und streut der Strahlen bunte Fülle
Aufs regungslose Blütenmeer
Und ringsum atmet Gottesstille,
Und Gottesfrieden um mich her!

Ich lausch' der Käfer muntrem Summen,
Und schau' dem Spiel der Mücken zu,
Und alle Sehnsucht will verstummen
Im Traum von ungestörter Ruh . . .

Nur über mir im endlos Blauen
Still ein verlornes Wölkchen steht,
Zu dem muß ich hinüberschauen,
Bis es in Glanz und Duft vergeht . . .

Elegie im Herbst

Da liegen sie vor mir, die stillen Wege,
Mit welken, toten Blättern übersät —
Mir ist, als schritte ich auf jenem Stege,
Den man zu schweigenden Gefilden geht.
Der Sommer ließ aus seinen müden Händen
Die letzten Blüten still zu Boden fallen,
Und keine, keine mehr von allen, allen —
Wird stumm verglühn vor frommen Altarwänden,
Wird sich zum Kranz von grünem Reisig schlingen,
Wird sich in jubelnd stolzem Festgepränge,
Zum Halleluja himmlischer Gesänge
In süßem Duft um Marmorsäulen ringen!
Ihr Los ist der Alltäglichen Verderben,
Die fremd und unerkannt am Wege sterben.

Und da sie wandelnd niedertritt mein Fuß,
Bebt durch mein Herz ein ahnendes Begreifen,
Ich fühle ihres Sterbens stummen Gruß,
Und ein Erkennen fühl' ich in mir reifen.
Hier spricht mein eignes Sein zu mir:
„Du hast dem Ewigen dein Herz geweiht,
Und wolltest Blüte sein und Glanz und Zier
Im stolzen Tempel der Unsterblichkeit!
Doch alles Werden ist nur blinde Gnade,
Die nur dem Glücklichen das Schicksal beut —
Die andern sterben auf des Daseins Pfade
Als welke Blätter, achtlos hingestreut —

Und über sie hinweg geht stumm die Zeit
Ins dunkle Schweigen der Vergänglichkeit! . . .

Ihr toten Blätter unterm müden Fuß,
Wie fühl' ich mahnend euren stummen Gruß!

Die Zeit

Es schleicht an dich heran in trüben Stunden
Und bohrt sich nagend in dein tiefstes Sein,
Und foltert dich mit niegekannter Pein,
Und brennen fühlst du nie empfangne Wunden —

Mit jähem Aufschrei fühlst du dich verbunden
Der Menge — ob auch stets dein Herz allein —
Die Wahrheit trübt sich dir zum Dämmerschein,
Der Siechen Qual befällt auch den Gesunden.

Und zerrst du noch so wild an ihren Ketten,
Die Zeit, der du gehörst, sie hält dich fest,
In ihr verbuhltes Lager dich zu betten —

Und du entfliehst nur ihrer Küsse Pest,
Wenn du in ihren Krallen — dich zu retten —
Den Königsmantel deiner Träume läßt . . .

Stimme der Nacht

Die Nacht war stumm. Und lautlos lag mein Zimmer.
Tief wie das Grab war meine Einsamkeit —
Und nur der Lampe ungewisser Schimmer

Warf spärlich Licht in meine Dunkelheit.
Und rastlos spann die Seele mir Gedanken
Und riß von Zukunft und Vergangenheit

Die Schleier fort. — Ich sah Gestalten schwanken,
Verworrne Bilder türmten sich empor,
Der Traumgott stürzt' der Sinne letzte Schranken

Und laut aufsprang der Seele dunkles Tor —
Und, die im Grunde längst vergessen schliefen,
Verweste Wünsche drängten sich hervor

Und hoben sich empor aus dunklen Tiefen! . . .
So starrt ich stumm und bang in mich versonnen —
Wie laut auch meiner Sehnsucht Stimmen riefen,

Unhörbar rauschten meiner Seele Bronnen . . .
— — — — — — — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — — —

Da tönte plötzlich wundersame Weise,
Und also sprach zu mir ein fremder Mund,
Wie ferner Donner klang's, verhallend, leise:

„Ward dir noch nicht des Daseins Tiefstes kund!
Und fühlst du nicht, wie in gewalt'gem Kreise
Das Leben dich umwogt, geschäftig, bunt —

Ein wüster Traum, phantastisch, ungestaltet,
Darin die Willkür mit dir spielt — und doch
Der tiefsten Weisheit reine Güte waltet!

Und klagst du, daß zu schwer dein Daseinsjoch,
Und daß zu rauh das Schicksal mit dir schaltet —!
Millionen andre dulden schwerer noch . . .!

Denn aus der gleichen Schale quillt das Leid
In alle Seelen, die zum Lichte streben,
Und die da fühlen, sind dem Schmerz geweiht!

Und flüchtig nur und hastend reicht das Leben
Den Becher dir verklärter Seligkeit,
An dessen Rand noch fremde Lippen kleben,

Die eben schlürften von der Stunde Glück — ! —
Denn wundersam, von Künstlerhand gesponnen,
Verwirrt des Daseins Fäden das Geschick.

Du trägst sein Leid, genießest seine Wonnen —
Doch nie entschleiert sich vor deinem Blick
Die Weisheit des, der alles Sein ersonnen!

Der an das Nächste lächelnd knüpft die Ferne,
Der Staubgebornes dem Erhabnen eint —
Und deine Sehnsucht lockt bis in die Sterne!

Doch wenn die Seele zu verzagen meint,
Blick' auf der eignen Taten Grund, und lerne
Was dir vollkommen, was verworren scheint,

Als wundersamer Kräfte Spiel erkennen,
Das vor dem Auge prunkend sich entrollt,
Ein Spiel vom Hassen, Lieben, Suchen, Trennen

Davon des Mitleids Träne niederrollt,
Indes das Herz in törichtem Verkennen
Dem Dichter — statt den schlechten Spielern grollt!

O lerne erst die Schöpferkraft begreifen,
Die hohles Sein erfüllt mit tiefstem Sinn,
Laß todesmutig deine Blicke schweifen

Bis an die letzten Möglichkeiten hin . . .
Und ahnend nur wird deiner Seele reifen
Erkenntnis dessen, was ich war und bin . . .!"

Die Stimme schwieg . . . Nur wie von erznen Schwingen
Erklang's . . . Und lautlos in die tiefe Nacht
Entwich der Träume Schar, die mich umfingen.

Und was ich eben noch gefühlt, gedacht,
Lag wie ein Schleier über allen Dingen —
Mir war's, als wär ich jäh vom Traum erwacht —

In fahles Grau entwich der Bilder Reigen.
Auf scheuen Sohlen schlich die träge Zeit
Hinweg von mir ins grenzenlose Schweigen . . .

Tief wie das Grab war meine Einsamkeit.

Die Mutlosen

Und also du wie ich . . . Wir leiden beide
Und schreiten gramgebeugt durch unser Leben,
Wir möchten beide allgemach entschweben,
Entrückt der Sehnsucht und dem Erdenleide.

Und doch will keins die Hand dem andern geben,
Nur stets bedacht, daß uns das Leben scheide —
So du, als ich . . . Im grauen Büßerkleide
Sieht uns der Tag, sieht uns die Nacht verbeben . . .

Der Sehnsucht Wellen branden an den schroffen,
Ragenden Felsen törichten Verzichts —
Und so verdammt zu halbem Sein und Hoffen,

Hat uns im Innersten kein Strahl des Lichts,
Hat uns die Wollust nie der Qual getroffen —
Und wir verdämmern scheidend in das Nichts . . .

Weihenächte

Das ist ein stilles, tiefes Gotterbarmen,
Das alle dunklen Nächte leis durchbebt —
Durch die mit flehend ausgestreckten Armen
Die Seele suchend in die Weiten strebt . . .

In solchen Nächten, heißen, liebesbangen,
Da irre Sehnsucht glühend dich umwebt,
Erbebt dein Leib in seligstem Empfangen
Und tiefst geheiligt wird, was tiefst erlebt.

Dann schreite mutig auf den dunklen Pfaden
Zum letzten Glück . . . Und wenn dein Leid verweht,
Die Seele ebbt an purpurnen Gestaden,

Dann wird zur Wahrheit, was der Traum erfleht!
Du aber schlürfst vom Becher dunkler Gnaden
Und tiefste Lust wird stammelndes Gebet . . .

Verborgener Sinn

Das ist meines Wesens verborgener Sinn,
Den bang meine Seele hegt:
Daß alle die starken, großen Gedanken
Wie müde Blätter im Abendwind schwanken,
Wenn sie der Hauch der Gefühle bewegt . . .

Das ist meines Wesens verborgener Sinn:
Daß, was ich will und was ich bin,
So ineinanderfließt,
Wie sich das strömende Blut des Tags
In die dunkeln Schalen der Nacht ergießt,
Daß sich vor dem Zucken des Herzensschlags
Noch immer die heimliche Pforte erschließt,
Die längst die Erkenntnis mir zugeschlagen . . .

Dies ist mein Fürchten, dies ist mein Zagen:
Daß über die einsamen, stolzen Gedanken,
Die ohne Beugen und ohne Schwanken
Gleich Königen mit blühenden Kronen stehn,
Mit zärtlichem Hauch die Gefühle gehn —
Und was dem Sturm nicht gelingt und den Wettern,
Mit leisem Finger entblättern, entblättern . . .

Gang über einen Kirchhof

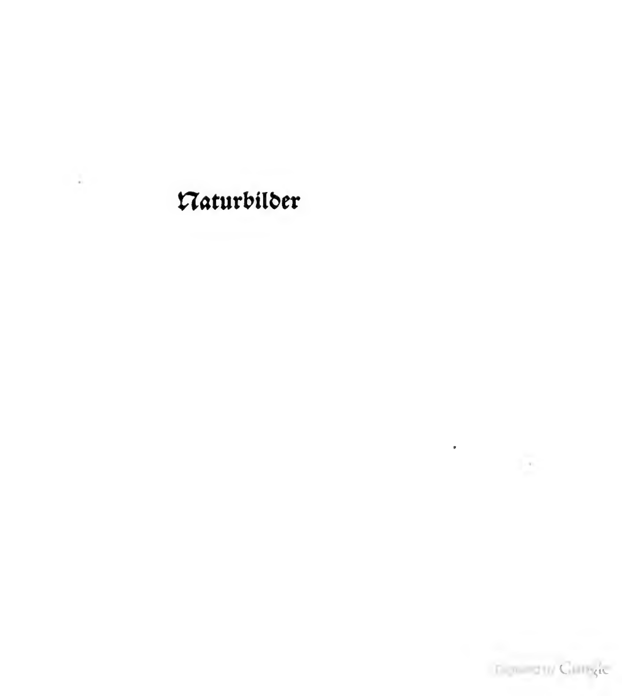
Es ist so wundersam, wenn ich die Wege gehe,
Die still und lautlos und fast ängstlich lauschen,
Ob nicht ein aufgestörtes Rauschen
Durch alle die müden Blätter wehe,
Die von den Ästen leise fallen
Und niederwallen,
Wie stumme Pilger, die zur Heimat gehn . .

Und in ihnen allen ist ein Verstehn,
Ist ein stilles, großes Begreifen,
Im Sterben und Welken ein Blühen und Reifen
Auf erdentrückten heimlichen Wegen
Dem Tod entgegen!

Denn alles auf Erden
Vergeht, um zu werden!
Das wissen die Bäume, das wissen die Blätter,
Drum stehen sie heiter in Sturm und Wetter
Und schmücken sich lächelnd noch vor dem Tod
Mit goldenem Leuchten und purpurnem Rot,
Als gält's eine Krönungsfeier . . .

Die Menschen nur sind ängstlich und zagen
Und ihre Gedanken fragen
Entsetzt und bang —
Und ihrer Worte Klang
Tönt herb und gebrochen vom Weinen und Klagen,
Und was da lacht

In Farbe und Pracht,
Das hüllen sie stumm in das Düster der Nacht
Zur herzbeklemmenden Totenfeier —
Indes auf silbernen Sohlen sacht
Durch den tränenbeperlten Blumenhag
Naht der große Befreier:
Der ewige Tag! . . .



Naturbilder

Frühling

Ein Frühlingssturm erweckt aus Träumen
Die Erde zu verjüngter Kraft,
Die frommen Blumen selbst, sie bäumen
Sich gegen ihres Kerkers Haft.

Vom eisumstarrten Schlummerpfühle
Hebt sich der Frühling, kampfeskühn,
Und läßt der Freiheit Hochgefühle
Wie Knospen aus den Herzen blühn!

Ostern

So still und ernst sind alle Gassen.
Von Menschen wogt ein breiter Strom;
Die tragen all ihr Lieben, Hassen
Hinein zum stillen Gottesdom.

Dort knieen betend sie im Staube —
Indes von allen Türmen tönt
Der Menschheit Auferstehungsglaube,
Der sie mit allem Leid versöhnt . . .

Der tote Tag

Gefaltet still die Hände,
Auf steinernem Sarkophag —
So liegt am Berggelände
Der tote Sommertag.

In blumenkühle Matten
Sank er zu tiefer Ruh,
Die Nacht mit dunklen Schatten
Deckt stumm den Toten zu.

Ragende Ruine

Rings vom Waldesgrün umschlossen
Seh' ich ihre Felsen ragen,
Trutzig steht sie, unverdrossen
Wie ein Held aus fernen Tagen.

Blitze, die herniederbeben,
Bringen ihr des Himmels Grüßen,
Und die Landschaft, fromm ergeben,
Schmiegt sich still zu ihren Füßen . . .

Waldandacht.

Stille rings — kein Laut erschallt,
Andachttiefes Schweigen,
Nur die Bäume rings im Wald
Fromm die Wipfel neigen.

Meine Seele, im Gebet,
Weilt nicht mehr hienieden,
Von des Ew'gen Hauch umweht,
Wandelt sie im Frieden.

Ließ des Denkens Lust und Pein
Fern im Weltgewühle —
Schreitet lächelnd durch den Hain
Himmlischer Gefühle.

Sommerreife

Du wunderbare Sommerreife,
Du Mutterglück der Allnatur!
Wie weit der Blick auch sinnend schweife,
Des reichsten Segens goldne Spur!

Die Erde träumt in diesen Tagen
In tiefbeglückter Schöpferruh'
Und sieht mit lächelndem Behagen
Dem Sommerglück der Menschen zu . . .

Berghöhe

Wie ward mir nur mit einem Mal!
Ob sich die Seele weitet . . .
Da drunten liegt das stille Tal
So wundersam gebreitet.

Und ob, die unten wohnen, auch
In Zank und Zorn geschieden —
Nach oben steigt ein stiller Rauch
Und kündet Gottesfrieden . . .

Lockende Frucht

Auf den Bäumen, auf den Zweigen,
Welche Fülle, welche Pracht!
Wie sie lockend sich dir neigen,
Wie ein Mund, der hold dir lacht.

Besser strecken sich, als bücken!
Lang' bedacht ist halb vertan,
Was da reif ist, sollst du pflücken,
Frucht will ihre Ernte ha'n! . . .

Späte Tage

Alle diese späten Tage,
Sonnenmüd und todbereit,
Sind wie eine letzte Klage
Um den Rausch der Frühlingszeit.

Alle führen sie ein Leben,
Das nicht gestern ist noch heut,
Wie ein Herz, voll zagem Beben,
Das sein tiefstes Glück bereut . . .

Spätherbst

Kahle Felder, dürre Gräser,
Fahler, müder Sonnenschein.
Vogelleichen — faule Aeser —
Und darüber Rabenschrei'n!

Kreisend mit gesenkten Flügeln
Streift der Wind den dürren Sand.
Von den nachtumwobnen Hügeln
Steigt der Winter in das Land . . .

Winter

Die Erde sank in die stillen, süßen
Mutterarme zum Tode hin —
Und trägt als des Lebens letztes Grüßen
Auf schweigendem Busen der Tannen Grün.

Und alles ringsum ward scheu und leise,
Kein störender Tritt durchstampft den Schnee,
Nur weinend, wie eine verlassene Waise,
Irrt durch den Wald ein scheues Reh . . .

Weihnachten

Das ist dein Wunderwalten,
Du holder Weihnachtstraum,
Den Jungen wie den Alten
Schmückst du des Lebens Baum!

Du bist die letzte, wahre
Spätjugendseligkeit, —
Du tiefe, wunderbare,
Maigoldne Weihnachtszeit!

Vermischte Gedichte

Die tiefste Wunde

Auf meiner Seele tiefstem Grunde,
Wo Wunsch und Klage werden still,
Da trag' ich meine tiefste Wunde,
Die niemals ganz verheilen will.

Ich trage sie seit jenen Tagen,
Da in des Frühlings junger Pracht
Sie, Mutter, dich hinausgetragen
In deine ewig dunkle Nacht.

Und keine Stunde könnt' ich nennen,
Schwoll ihre Lust auch bis zum Rand,
Da ich der Wunde leises Brennen
In tiefster Seele nicht empfand.

Und ob auch hell auf meinen Matten
Der Sonnenglanz der Freude lag,
Wie mahnend glitt ein dunkler Schatten
Und trübte meinen Sommertag . . .

Und wenn in jugendfrohen Tagen
Ein jauchzend Glück mich heiß durchbebt,
Im Herzen klang ein leises Klagen:
„Daß du dies, Mutter, nicht erlebt!"

Ich weiß es wohl, wie du gelitten,
Als ich den sichern Port verließ
Und trotzig meinen Pfad beschritten,
Der mir den Weg zur Höhe wies.

Du hast kein zürnend Wort gesprochen
Und beugtest still dich dem Geschick,
Doch fühl' ich noch, wie halbgebrochen
Und segnend lag auf mir dein Blick.

Und als die ersten Blüten sprossen
Nach langen Ringens banger Qual,
Und meinen Scheitel licht umflossen
Des Ruhmes erster Sonnenstrahl,

Als ich die ersten Früchte reifen
Am Baume des Erfolges sah,
Da wagt ich's kaum, sie zu ergreifen,
Mir schien's ein Wunder, das geschah!

Kaum glaubte ich, mein Glück zu tragen,
Das überselig mich durchbebt.
Nur tief im Herzen klang ein Klagen:
„Daß du dies, Mutter, nicht erlebt!"

Seitdem ist manches anders worden.
Enttäuschung brach den stolzen Mut,
Von meines Nachens schwanken Borden
Blick' stumm ich nieder in die Flut.

Ich seh' die Wogen wild sich bäumen
Um meinen steuerlosen Kiel,
Und nur mehr wie aus fernen Träumen
Erschau' ich meiner Hoffnung Ziel.

Ein großer Sinn verdarb in Kleinheit,
Dem Neid, der Bosheit zum Triumph,
Und nieder zwang mich die Gemeinheit
In feiger Duldung Schmach und Sumpf.

Und als die letzten Träume starben
Und Blatt für Blatt dem Kranz geraubt,
Da fühlt' ich leise sie vernarben,
Die einst unheilbar ich geglaubt . . .

Und will's verzweifelnd mich durchbeben:
„Umsonst gelitten und gestrebt!“ . . .
Dem Schicksal dank' ich still ergeben,
Daß du dies, Mutter, nicht erlebt!

Die blinde Marie

Am Wegrand sitzt die blinde Marie, die hockt so still und stumm,
Die Kinder im Dorfe kennen sie und spielen um sie herum.

In ihre müden Augen fällt kein Strahl von all dem Licht,
Das durch die weite Gotteswelt in goldnen Fluten bricht.

Laut jubelnd tollt der Kinder Schar im lichten Sonnenschein,
Wie klingt so hell und silberklar ihr Ringelringeireihn . . .

Die Alte beugt das Haupt ganz sacht und lauscht den Melodien,
Die durch das dunkle Tor der Nacht in ihre Seele ziehn.

Da läuft heran ein blondes Kind, das neckt und hänselt sie,
So ahnungslos, wie Kinder sind: „Komm', fang' mich, blinde Marie!"

Sie aber zürnt und hadert nicht und herrscht's nicht rauh zur Ruh'.
Nur leise zuckt's über ihr Gesicht, als wollte sie weinen dazu.

Und still ergeben im Gemüt die Hände faltet sie,
Und sitzt so still und lächelt so müd, die alte, blinde Marie.

Und da ich so sie sitzen sah, als lauschte sie fernem Klang,
Da wußt ich nicht, wie mir geschah, mir ward ums Herz so bang.

Da ging's mir plötzlich durch den Sinn: „Du alte, blinde Marie,
Wie viele schreiten durchs Leben hin und schauen die Sonne nie!

Und fristen ihr Sein in Nacht und Not und sind alles Schimmers bar,
Ist all ihr Hoffen und Wünschen tot, und harren doch immerdar;

Und lauschen, wie berückt vom Traum, den inneren Melodien,
Und träumen über Zeit und Raum nur immer irgendwohin . . .

Und sitzen einsam am Straßenrain, verlassen, wie Bettler sind,
Und um sie spielt im Sonnenschein das Glück, das törichte Kind.

Und manchmal läuft's am Wege ein Stück voraus und hänselt sie
Mit goldenem Stimmchen, das junge Glück: „Komm, fang' mich,
blinde Marie!"

Sie aber hadern und zürnen nicht und herrschen's nicht rauh zur Ruh' —
Nur leise zuckt's über ihr Gesicht, als wollten sie weinen dazu.

Und still ergeben im Gemüt die Hände falten sie,
Und sitzen so stumm und lächeln so müd wie die alte, blinde Marie.

Ostern 1904

Stille ist's . . . In weiter Runde
Dröhnet nur der Schritt der Wache.
Schon zu früher Morgenstunde
Sitzt der Zar im Prunkgemache —
Prüft Depeschen, die ihm melden
Von erlittnen Niederlagen,
Von den Tapfern, die wie Helden
Sich fürs Vaterland geschlagen!

Tief gebückt zur Karte nieder
Blickt der Zar in bangem Kummer,
Heiß und schwer sind seine Lider
Und ihn flieht der Seele Schlummer.
Denn vor seinem Geiste breiten
Sieht er endlos sich die Wüste
Durch Sibiriens Einsamkeiten
Bis zu Asiens ferner Küste.

Durch unendliche Gefahren,
Ueber die vereisten Steppen,
Sieht er seiner Krieger Scharen
Sich zum Ziele weiterschleppen;
Sieht die Müden, Halberfrornen
Schweigend in ihr Los sich fügen,
Mit den Blicken der Verlornen,
Und Verzweiflung in den Zügen.

Meilenweit die Luft ertönen
Hört er von Kommandorufen,

Dumpf und bang das Eis erdröhnen
Von der Rosse schweren Hufen.
Stumpfen Sinnes und entschlossen
Wälzt zur Schlachtbank sich die Herde,
Bis ihr teures Blut vergossen —
Fern der heimatlichen Erde.

Und ein andres Bild erstehen
Sieht der Zar mit tiefem Beben,
Hört verfolgte Greise flehen
Zitternd um ihr elend Leben.
Doch die wutentbrannten Horden
Achten nicht das Flehn der Armen,
Und sie plündern, rauben, morden ——
Blinder Haß kennt kein Erbarmen!

Längst dem Menschengeist verklungen
Ist das Gotteswort der Liebe,
Hoch das Kruzifix geschwungen
Zählen sie die Knutenhiebe!
In den rauhen Mörderhänden
Des barmherz'gen Gottes Zeichen —
Gehn sie, sein Gebot zu schänden,
Ueber blutbefleckte Leichen! . . .

So in Träume tief verloren
Sitzt der Mächtigste der Erde,
Der vom Schicksal schien erkoren,
Daß der Menschheit Frieden werde!
Wird denn nie der Tag erscheinen,
Da der Jammer einst zu Ende! ———
Doch der Zar mit leisem Weinen
Senkt das Haupt in seine Hände . . .
— — — — — — — — — — — —

Draußen ist der Tag erglommen,
Laut ertönt ein frohes Klingen —
Ostersonntag ist gekommen
Und die ersten Glocken singen.
Tausend fromme Beter wallen
Durch die Straßen auf und nieder.
In des Domes weiten Hallen
Klingen fromme Kirchenlieder . . .

Und mit jubelndem Frohlocken
Ringsum in den weiten Landen
Künden helle Osterglocken:
„Jesus Christus ist erstanden!"
Vor dem ewgen Gott der Liebe
Liegt die Menge stumm im Staube —
Gestern Schmach und Knutenhiebe,
Heute Auferstehungsglaube!

Vor dem Gewitter

Der Bäume Wipfel schwanken
Im Winde hin und her —
Als zöge durch den Wald ein Heer
Aufstürmender Gedanken.

Die alten Eichen beben
Bis zu der Wurzeln Nacht,
Als wären sie jäh erwacht
Zu neuem, gewaltigem Leben . . .

Die welken Blätter treiben
Im Wirbeltanz durchs Feld —
Der Sturm schickt in die Welt
Die roten Fehdeschreiben!

Schon zittert rings die Erde,
Von Sonnenglut erschlafft —
Wann tönst du, Lied der Kraft,
Dein lebenjauchzend Werde!?

Die dunkle Wolkenmasse
Bäumt wilder sich zu Hauf,
So bäumt ein Volk sich auf,
Geeint vom Weltenhasse!

Der Donner dumpfes Dröhnen
Die Werbetrommel rührt —
Im tiefsten Grunde spürt
Der Wurm der Erde Stöhnen . . .

Die frommen Blumen neigen
Ihr Haupt zu Boden sacht —
Da — wie vor blut'ger Schlacht
Ein ängstlich-tiefes Schweigen . . .

Dein Werk, Natur, vollbringe!
Herab, du Wetterstrahl! . . .
So zuckt der Freiheit Stahl —
Gott segne seine Klinge!! . . .

Ernst Hartmann †

Die Kunde hallt . . . Doch wortlos schweigt der Gram,
Der fast in scheuen Dank hinüberklingt,
Daß dich das Schicksal so von hinnen nahm,
Der Sonne gleich, die lautlos niedersinkt,
Nachdem sie eben noch in Strahlenfluten
Das Tal durchströmt mit ihren letzten Gluten.

Der Sonne gleich . . .! So war dein ganzes Sein,
Du warst der Grazien holder Lieblingssohn.
Dein Wesen war der Anmut Widerschein
In jedem Blick, in deiner Stimme Ton! . .
Du hobst das Strahlende vom Staub der Erde
Mit unnachahmlich adliger Geberde!

Und als dein Haar schon glänzte silberweiß,
Vermochtest du noch immer zu bestricken;
Dem greisen Paris reicht' das Ruhmesreis
Die Muse zärtlich, mit verliebten Blicken.
Und nimmer wollt' die Jugend sich bequemen,
Abschied von dir, dem Herrlichen, zu nehmen.

Und doch hielt ihrer Liebeskünste Spiel
Dich dauernd nicht in ihrem Bann gefangen,
Du strebtest rastlos stets nach höhrem Ziel
Und trugst nach dunklen Tiefen dein Verlangen —
So wob der höchsten Reife milder Glanz
Ums greise Haupt dir stets erneuten Kranz.

Und nun mit einemmal . . .! Noch faß ich's kaum —
Der Schatz versenkt, den wir an dir besessen!
Verweht, verblichen wie ein holder Traum,
So überreich, und doch zu karg bemessen!
Wie wundervoll glänzt' deines Abends Schein —
Doch allzufrüh brach seine Nacht herein!

Nun werden nimmer wir dein Antlitz schauen,
Erloschen ist der seelenvolle Blick,
Der aus dem Augenpaar, dem strahlend blauen,
Den ganzen Himmel lächelnd warf zurück . . .
Nun weiß ich auch — warum auf nächt'gem Pfad',
Mit scheuem Tritt der Tod sich dir genaht.

Wer weiß, wie oft er schon an dich heran
Mit scharfer Sense unsichtbar geschlichen,
Und dennoch stets vor deines Blickes Bann
Entmutigt und beschämt zurückgewichen!
Nun — daß kein Strahl aus deinem Aug' ihn traf,
Griff er dir jäh ans Herz im heil'gen Schlaf . . .

Und als die Sonne kam — da fand sie bleich
Dahingestreckt den teuren Lieblingssohn,
Deſſ' Seele lächelnd in das heitre Reich
Des ewigen Friedens heimatwärts entflohn —
Da drückte leise sie mit scheuem Kuß
Auf seinen bleichen Mund den letzten Gruß . . .

— — — — — — — — — — — — — — — —

Wir aber senkten weinend dich hinab,
Du heitrer Schönheitstraum der ernsten Kunst!

Was deines Wesens reiche Fülle gab,
Verweht nicht mit des Augenblickes Gunst —
Denn dein Gedenken bleibt der Nachwelt jung
Im süßen Dufthauch der Erinnerung . . .!

Prolog

Zur Wiedereröffnung des Raimundtheaters mit Hebbels Nibelungen

Und gilt es wieder festlich zu empfangen
In kunstgeweihtem Haus der Gäste Schar,
Hüllt Altgewohntes sich in neues Prangen!
Wird neuer Geist hier strebend offenbar!
Und festen Mutes, ob auch leicht befangen,
Legt gern er seines Wollen Ziele dar —
Denn in des Willkomms festlich frohen Klängen
Da darf das Wort noch vor die Tat sich drängen!

Ein neuer Geist! Will es zu stolz nicht klingen!
Ist's nicht der alte Geist, der, neu belebt,
In schaffensfrohem, rüstigem Vollbringen
Zu gleichem Ziele neue Wege strebt,
Der, euch dem Bann der Sorge zu entringen,
Den dumpfen Sinn zu lichten Höhen hebt,
Und, da er euch erquickt, verklärt, begeistert,
Die Macht des Lebens durch die Kunst bemeistert!

So soll nun hier, wo fröhliches Gestalten
Im heitren Possenspiel euch oft entzückt,
Die ernste Muse ihren Einzug halten,
Die weihevoll dem Alltag euch entrückt,
Die mit der Tragik schauernden Gewalten
Den Sinn erschüttert und zugleich beglückt!
Denn daß nur Spiel, was tiefbewegt wir schauen,
Erhebt zum Lustgefühl der Bühne Grauen!

So möge denn dem Ernst der Scherz sich einen,
Ein edler Geist durchdringen Spiel und Wort,
Und wechselnd zwischen Lachen, zwischen Weinen,
Spinn' sich der Dichtkunst goldner Faden fort!
Dann wird dies Haus — ein Tempel euch erscheinen,
Der echten Kunst ein treubeflißner Hort,
Darin die Wahrheit sich der Schönheit neiget,
Und in der Welt des Scheins — das Sein sich zeiget!

Und lauscht ihr wieder nun in diesen Hallen,
Die Bürgersinn der Volkeskunst geweiht,
Hört ihr ein altes Lied vor euch erschallen,
Aus einer fernen, längst versunknen Zeit.
Der Dichter spricht — die grauen Nebel fallen —
Die Sage wird zur bunten Wirklichkeit,
Und lebend, strebend stehn vor euch die Helden,
Von denen schon der Kindheit Sagen melden.

In Jugendtagen ist euch schon erklungen
Die Mär' vom Siegfried, der den Drachen schlug,
Von König Gunther, der Brunhild errungen,
Von Kriemhilds Treue und von Hagens Trug,
Vom goldnen Horte, den der Rhein verschlungen!
Der Dichter hob mit hohem Geistesflug
Zu tiefster Wirkung nun im Bühnenwerke
Dies Lied der Treue und dies Lied der Stärke!

So wußt' er Totes machtvoll zu beleben,
Geformt von schaffensfroher Dichterhand —
Wir aber folgen wirkend seinem Streben,
Der Dichtkunst Gold, in Bücherhaft gebannt,

Aus dunklem Sein zum hellen Licht zu heben!
Und wirft das Glück ein Gut uns an den Strand —
So leuchte hell, von uns ans Licht gerungen,
Der lang versenkte Schatz der „Nibelungen“!

Das Werk ist kühn! — Wie weit's auch mag gelingen,
Im Werden schon belohnt sich's überreich!
Was in des Genius wirkendem Vollbringen
Der Dichter schuf — es lebe fort in euch!
Vom Volke kommend, mög's zum Volke dringen,
So sei's euch Deutung und Symbol zugleich:
Mag unser Wollen auch ins Hohe ragen,
Im Volke soll's die tiefen Wurzeln schlagen!

Und was wir strebend so vollenden wollen,
Gesegnet sei's von dieses Hauses Geist!
Wie auch des Schicksals bunte Würfel rollen,
Ob Strenge tadelt oder Milde preist —
Im Spiel des Glücks, dem trügrisch wechselvollen,
Bleibt nur die Tat, die wirkend sich erweist.
Sie sei's, die unser Wollen stets begleite,
Dann tritt gewiß der Kunst die Gunst zur Seite!

So ziehe denn, in der Gestalten Fülle,
An euch vorbei des Dichters Schöpfertraum,
Daß in der Kraft die Schönheit sich enthülle,
Wie Morgenglühn sich hebt vom Wolkensaum!
Ihr horcht und lauscht — und weihevolle Stille
Umwebe dieses Hauses weiten Raum,
Und nun beginn' des Dichters Wort zu tönen —
Der Wahrheit dienend am Altar des Schönen!

Ibsens Tod

Ein Stern erlosch. Ein großer Mensch verstarb.
Gleichgültig bleibt der Schwarm. Doch Jene nahen,
Die dich geahnt — und beugen stumm das Knie
Vor deinem Sarg. Und schreiten lautlos weiter
Ins Grau des Lebens, das dein Feuergeist,
Ein leuchtend Nordlicht, flammengleich durchhellte ...

Dein lichtes Auge brach. Die stolzen Lippen,
Die sinnendes Erkennen herb geschlossen,
Verschärften sich zu marmornem Gefüge,
Sie, die für immer stumm. Kein Abschiedswort
Drang, wie ein letzter Hauch von Melodie,
Aus deiner Seele dunklen Rätselgründen
Ins bange Schweigen der erstarrten Welt.

Noch steht sie mehr in Ehrfurcht, denn in Liebe,
An deinem ruhmbekränzten Sarkophag.
Doch was du warst, wird nicht mit dir begraben.
Dein Licht erlischt nicht in der Finsternis,
Die deinen Sarg umdräut. Denn du gabst Wahrheit,
Gabst uns Erlösung von der dumpfen Last
Ererbten Vorurteils, befreitest uns
Aus finstern Banden der Gesellschaftslüge,
Die jede kühne Regung unterjocht.
Du lehrtest selbst uns achten, unser Ich
Dem breiten Strom der Massen stolz entringen
Zur großen Einsamkeit, die stark uns macht
Und frei! Du lehrtest uns die Tragik der

Gebrochnen Kraft, die schuldlos untergeht
Im feigen Kampf der Welt. Du zeigtest uns
Den höchsten Adel menschlicher Natur,
Herb unterjocht vom traurig dumpfen Druck
Der stumpfen Menge.

Deine Worte waren
Erleuchtung! Doch sie zeigten grausam scharf,
Nicht sanft gedämpft von wohlig süßem Licht.
So schienst du hart, wo du nur mitleidsvoll,
Von einer höhern Güte ganz erfüllt,
Aus tiefster Menschlichkeit Gestalten formtest,
Die fremd uns schienen, weil sie nur zu echt,
Und lieblos, weil sie feiger Schonung bar —
Ins Letzte, Tiefste unsres Lebens griffen! . . .

Herb ist das Sein. Und dunkel ist das Schicksal.
Das Unabänderliche drückt darnieder —
Und ihm allein galt einst der Menschheit Klagen,
In seinen Banden keuchte sie — ein Spielzeug,
Der blinden Götter, und der Schicksalslaunen
Und stumpf ergeben bot sie seinem Streich
Den Nacken dar.

Doch eine bessre Zeit,
Die reifer war und gütiger zugleich,
Entwand dem blinden Walten finstrer Mächte
Der Menschheit Los, und legt es in die Hand
Dem Strebenden! Sie schuf Befreiung ihr
In der Erkenntnis eignen Willens, lehrte
Das Letzte, Schlimmste selbst, das ihr beschieden,
Als tragische Entsühnung sie ertragen.
Doch du gingst weiter noch! Unendlich weiser,
Und gütiger, weil du unendlich tiefer
Die Zeit begriffst, in der wir ringend streben.

Du führtest über Schicksal uns und Schuld
Zur Tragik hin des Opfers. Lehrtest so,
Befreiend von der Qual des Selbstvorwurfs,
Uns die Erkenntnis fremder Schuld. Du schärftest,
Rückschauend auf der Väter Tun, den Blick
Für unser eigen Teil an Leid und Tod,
Erwecktest streng die Stimme des Gewissens
Für eine spätre Zeit — und gabst Erhebung
Und Tröstung denen, die da schuldlos leiden.

Dies war dein Werk! Der große Schritt, den du
Die Kunst geführt. Wer aber folgt dir nach!
Die Bahn beschreitend, die dein Geist gewiesen
In jener Zukunft Reich, darin wir Toten
Erwachen!

Doch dein Mund gibt Antwort nicht.
In tiefem Frieden ruhst du, bleich und stumm,
Auf deinem starren Antlitz liegt Erfüllung,
Du hast dein Lebenswerk vollbracht, und starbst
In Schönheit so . . . Doch sie, die dich betrauern
Und dumpfen Sinn's an deiner Bahre stehn,
Sie gleichen Kindern an des Vaters Leiche,
Die lächelnd mit den bunten Blumen spielen,
Die seinen Sarg umkränzen — ahnend nicht,
Wie tief sie nun verwaist . . .

Die Menschheit ist
Ein großes Kind, das nur zu leicht getröstet,
Vom dunklen Ernst der schicksalschweren Stunde
Zurück ins laute helle Leben flüchtet! . . .

So liegst du stumm und reglos hingebettet —
Der bunte Strom der Menge rauscht vorüber
Der Alltag lacht ins dunkle Sterbezimmer

Und lauter Lärm der Gasse tönt herein
In deine tiefe regungslose Stille . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nur die Natur hält ernste Totenwacht,
Und trauert, wenn ein großer Mensch verstarb.
Ein leises Schüttern, wie verhaltnes Weinen
Durchbebt des Frühlings junge Blütensaat.
Der Vögel Lied verstummt. Das All wird still,
Die Schöpfung hält beklemmt den Atem an.
Durch dunkle Wipfelkronen bebt ein Schauer,
Ein schwärzliches Gewölk kriecht vor die Sonne —
Geängstigt irrt die Möve hin und wieder,
Und lautaufschluchzend wirft die Meerflut sich
Den wilden Fjorden an die Klippenbrust.

Schiller

Die Fenster zu! Daß nicht der Lärm der Straße
In meines Zimmers tiefe Stille bricht!
Herab den Vorhang! Daß in dem Gelasse
Nicht störend flute unerwünschtes Licht.
Und hell die Lampe — daß sie freundlich strahle
In meiner Stube eng geschlossnen Kreis,
Bis ich versonnen tief — mit einem Male
Nichts von des Alltags trüben Wellen weiß,
Die, hochgehoben von der Flut der Zeiten,
Umbranden meinen Fels der Einsamkeiten . . .

Und nun — da wundersame tiefe Stille
Wie segensvoller Frieden mich umfließt,
Und seiner Gaben gnadenreiche Fülle
Der Augenblicke tiefster mir erschließt —
Da sinken Einst und Heut vor meinen Blicken,
Verklungen ist der wüste Lärm des Tags,
Die Uhr der Ewigkeit beginnt zu ticken
Im leisen Pochen meines Herzensschlags.
Durchs Dämmerdunkel flutet Strahlenhelle
Und wandelt meine Stube zur Kapelle!

Und meine Blicke wenden sich mit Bangen
Der Stelle zu — daher der Schimmer bricht,
Da schau ein Antlitz ich mit bleichen Wangen —
Doch Augen heller, als des Morgens Licht:
Die Büste Schillers — wie durchseelt vom Glanze,
Der seines großen Geistes Merkmal war,

Die Stirn umglänzt vom lichten Strahlenkranze,
Doch stolz und ernst und aller Demut bar.
Und da ich endlich mich zu fassen wage,
Ringt sich von meinen Lippen bang die Frage:

„Ward uns das Licht — seit du dem Volk erstanden!
Drang deiner Wahrheit Leuchte durch die Welt!
Erlöstest du den Geist aus Sklavenbanden,
Du, der auf Freiheit nur den Sinn gestellt!
Trug Früchte deines Denkens edler Samen,
Den du der Jugend einst ins Herz gesenkt,
Quillt noch die alte Kraft aus deinem Namen,
Der einst zum Sonnenflug den Geist gelenkt!
Blieb, was dein Herz uns gab, noch unverloren —
Starb uns nicht längst, was uns in dir geboren!

Wo blieb der Mut, der deine Kunst beseelte,
Des Herzens kühner Drang, die reine Glut,
Die das Gefühl zur Denkerklarheit stählte,
Die einst des deutschen Herzens bestes Gut!
Statt deines Feuergeistes hohem Wollen,
Der kühn entflammt für Freiheit nur und Recht,
Durchbebt die Zeit ein tatenloses Grollen,
Vertändelt seine Kraft ein klein' Geschlecht.
Wo dir die Schönheit glüht' in tätigen Flammen,
Trägt sie nur Funkenglanz zum Spiel zusammen!

Wann steigt, gleich dir, das Diadem zu adeln,
Ein Dichterfürst herab vom Helikon! —"
Da klang es sanft: „Du sollst die Zeit nicht tadeln.
Verschließ' die Klage, denn du bist ihr Sohn! —
Auch sie ist heiß durchbebt von wildem Ringen —
Doch was dereinst erles'ner Geister Schmerz,

Aus Millionen Stimmen hörst du's klingen,
Aus tausend Wunden blutet heut' ihr Herz.
Sie darf der hohen Worte wohl entraten —
Werd' ihr gerecht! — und schaue ihre Taten!

Die Zeit ist groß, da dir vergönnt zu leben,
Ob auch die Herzen klein, die sie gebar.
Des Geistes Kraft beherrscht ihr ganzes Streben,
Verargst du ihr's, daß des Gefühls sie bar!
Das Reich der Träume ist vor ihr versunken,
Die weite Welt liegt ihren Taten frei.
Noch ist sie ihrer stolzen Siege trunken
Und lacht des sanften Lockens der Schalmei!
Schilt nicht die Zeit! — Nein, lerne sie begreifen —
Sie ist noch jung. Laß erst heran sie reifen!

Willst du, daß das beschwingte Wort sie lohne
Und der Gefühle holden Ueberschwang —
Sie, die dem kühnen Forscher weiht die Krone,
Der die Natur in heißem Kampf bezwang!
Willst du — daß der Maschinen donnernd Dröhnen
Den eh'rnen Rhythmus stimm' zur Melodie,
Im zartbeschwingten Liede der Kamönen
Der Geist der Zeit sich paar' der Poesie! —
Noch stößt er sie zurück mit sehnigen Armen,
Laß ihn an ihrem Herzen erst erwarmen!

Aus meinem tiefen Schlaf der Ewigkeiten
Erschau ich träumend eure neue Zeit —
Ich seh' sie kühn die stolzen Schwingen breiten
Zum Adlerflug in die Unendlichkeit!
Was ich dem deutschen Volke einst gewesen,
Was dankbar ihr an meinen Werken preist,
In euren Taten mögt ihr's leuchtend lesen:

Ein neuer Höhenflug beschwingt den Geist! —
Du große Zeit! — fast blendet mich dein Streben!
O wäre mir's vergönnt — in dir zu leben!"

Sein Wort verklang — Und jäh verlosch der Schimmer.
Noch wußt' ich sinnend kaum, wie mir geschah —
Der Lampe trüber Rauch durchschwelt' das Zimmer,
Und ernst und reglos stand die Büste da.
Da ward mir jäh aus dunklen Zweifels Bangen
Der tiefsten Weisheit Stimme offenbar! — — —
Die Fenster auf! Da strömt' mit goldnem Prangen
Der Tag herein, so hell und wunderklar . . .
Und von des Dichters marmornem Gesichte
Kehrt' ich das Auge leuchtend zu — dem Lichte! . . .

Inhalt

Seite

Seite

Druckfehler:

Seite 70 Zeile 16 von oben statt „es" lies richtig „er"
„ 229 „ 1 „ „ „ „Stille rings" „ „ „Alles still"

In der Dichtung steckt *reiches dramatisches Leben*... Seine Eigenart als Lyriker befähigte ihn auch, die Kraft des dramatischen Baues mit der ganzen Melodie zartester Stimmungen zu vermählen... Paul Wilhelms Sprache ist voll und edel, sie zeigt großen Stil... „La Vallière“ wäre — macht doch schon die Buchausgabe einen starken dramatischen und poetisch schönen Eindruck — eine dankbare Aufgabe für unser *Burgtheater*, und man findet keine Antwort auf die offene Frage, warum dieses Werk von Bedeutung, das schon durch die Auszeichnung mit dem Bauernfeld-Preis in einer größeren Öffentlichkeit von sich reden machte, noch immer nicht seine Bühnentaufe erlebte. Das wäre Wien, scheint es, einer Persönlichkeit wie Paul Wilhelm denn doch schuldig . .

Adam Müller-Guttenbrunn im „*Neuen Wiener Tagblatt*“ vom 19. November 1906: Paul Wilhelm greift mit fester Hand in das uns so vertraute Milieu des Hoflebens in St. Blois, in Fontainebleau und im Louvre, er rückt die bekannten luxuriösen Szenenbilder in neue Beleuchtung und umgibt den liebenswürdigsten Tyrannen, den größten politischen Intriganten Europas mit erneutem persönlichem Zauber... Daß die Titelheldin den Lyriker Wilhelm besonders zur Gestaltung gereizt haben mag, ist aus jedem Vers ersichtlich, den sie spricht. Da strömen die Gefühlsergüsse reich und melodisch dahin, und es *klingt und singt in ihrer Seele*, wie in der *Hero's und Julia's*...

Prof. Dr. R. M. *Werner* in der „*Zeit*“ vom 12. Mai 1907: Es strahlt von dieser dramatischen Dichtung ein *heller Glanz* aus, ein wagemutiger Idealismus spricht zu uns, und nach langem Grau in Grau tut diese Farbenfrische wohl. Einzelne Szenen, besonders am Hofe, sind *wahre Kabinettstücke beseelter Historie*...

Max Foges in einem „La Vallière“ überschriebenen Feuilleton des „*Neuen Wiener Journal*“ vom 15. Nov. 1906: ... *ein lebenswarmes nach Verkörperung auf der Bühne drängendes Drama*, das nicht nur dem Inhalt und der Form nach als ernste künstlerische Schöpfung angesprochen werden muß, sondern das auch eine Reihe von ausgezeichneten Rollen bringt, lockende Aufgaben für Künstler von Rang und Qualität... Das Drama ist in wohlklingenden fünffüßigen Jamben geschrieben, die nur selten durch Prosa unterbrochen werden, eine Prosa von ausgezeichneter Schlagkraft der Worte, und ebenbürtig den Versen, die ohne jeden Schwulst sich doch vorteilhaft von jener skandierten seichten Prosa unterscheiden, die so oft in modernen Dramen als gebundene Rede ausgegeben wird... Man kennt das Wort von dem Publikum, das durchfällt. *Es gibt auch Theaterdirektoren, die durchfallen, wenn sie an Stücken wie dem Paul Wilhelms vorübergehen.*

Karl Bienenstein in der Berliner „Deutschen Zeitung" vom 5. Mai 1907: In seinem dramatischen Stil knüpft Paul Wilhelm an die Tradition unserer Klassiker, vor allem Schillers, an. Die fünffüßigen Jamben sind von gedanklichem Pathos getragen, ohne darüber Glut der Empfindung und lyrischen Schmelz vermissen zu lassen. Im Aufbau macht sich jene schöne Harmonie geltend, welche die rechte Mitte zwischen straffer, dramatischer Entwicklung und stimmungsvoller Ausarbeitung der einzelnen Szenen hält . . .

Wolfgang Burghauser in dem „Paul Wilhelm" überschriebenen Essay des „Literarischen Deutsch-Oesterreich", Heft 8, 1907: . . . Schaffenskraft, tiefes Insichversenken, Großzügigkeit, Erfindungsgabe mögen Schnitzler oder ein anderer genau so besitzen, wie Paul Wilhelm. Nur hat er allen eines voraus, den großen Blick, der das Ereignis der Seele in das Dramatische erweitert, den Blick in das Historische . . . Wir stehen heute beim psychologischen Drama. Und Paul Wilhelm hat den Ton des psychologisch-historischen Dramas gefunden. „La Vallière" ist das historische Drama der Seele . . .

„Die Wage": Wie Dämmerung eines Frühlingsabends mit vergühenden Sonnenlichtern und kalt blauenden Schatten, wie ein Frühlingsabend voll süßen, heißen Liebesgeflüsters und bang erschauernder Ahnung vom frühen Tod alles Schönen — so mutet diese Geschichte einer königlichen Liebe an — aber nur wenn Paul Wilhelm sie erzählt . . . In wunderbar poetischen Bildern entrollt der Dichter diese königliche Liebesepisode — in Bildern von einer frühlingsduftigen, zeitlosen Schönheit . . .

Dr. Heinrich Stümcke in „Bühne und Welt" vom 1. Februar 1907: . . . Louise de la Vallière, die anmutigste und sympathischste der Geliebten des roi soleil, deren Gestalt u. a. schon von Dumas und Bulwer poetisch verklärt worden, hat soeben Paul Wilhelm zur Heldin eines Dramas gemacht, das ob seiner dichterischen Qualitäten, formschöner und gedankenreicher Sprache und straffer Komposition, mit Recht durch die Verleihung des Bauernfeld-Preises ausgezeichnet worden ist . . .

A. Glaser in den „Mitteilungen des Staatsbeamten-Kasino-Vereins": Paul Wilhelm gehört neben Hoffmannsthal und Schnitzler zu jenen Wiener Poeten, die sich in der deutschen Literatur eine ehrenvolle Position errungen, und die alle Aussicht haben, mit ihrem „Gepäck" auf die Nachwelt zu kommen . . . Die Dichtung ist reich an dramatisch wirksamen Szenen. Die Sprache ist edel und formvollendet, der Versbau korrekt, die Verse sind fließend, die Charaktere meisterhaft gezeichnet. Daß das Stück bühnenkräftig ist, unterliegt keinem Zweifel usw.

„Erlösung"

Eine satirisch-romantische Puppenkomödie
in einem Aufzug
mit einem Prologus und einem Epilogus

In vornehmer Ausstattung geheftet 2.— Mk., gebunden 3.— Mk., Luxusausgabe (15 signierte Exemplare) 8.— Mk.

„Neue Freie Presse" vom 1. August 1909: Schon der Titel dieser dramatischen Arbeit des Wiener Lyrikers bekundet, daß hier eine Form zu neuem Leben erweckt werden soll, die zu Beginn dieses Jahrhunderts eine rasche Blüte erlebt hat: das satirische Verslustspiel ... Eine schöne, an großen Mustern gebildete Verssprache, treffender Witz und eine amüsant-phantastische Handlung zeichnen diese Komödie aus. Sie bedeutet innerhalb der heutigen dramatischen Produktion ein interessantes Experiment. Viele werden sich an dem Frohsinn dieser Satire ergötzen, und manche ernste Wahrheit hinter den Schalksworten des Narren finden. Auch der Lyriker konnte sich in dieser romantischen Komödie entfalten. Ihm verdankt sie einige innig empfundene Szenen, die mit ihrem Rhythmus und Wohllaut aus dem satirischen Rahmen fallen und als lyrische Blüten gefällig und anmutig wirken.

„Neues Wiener Tagblatt" vom 30. Januar 1910: Der in seiner Lyrik zu Mystik und Metaphysik neigende, mit Tiefsinn spielende und immer sprachgewandte Dichter überrascht uns hier durch Witz und Heiterkeit, die allerdings nicht der Galle entbehren, aber jedenfalls amüsieren, mag man auch nicht überall zustimmen ... Einem so sehr zur Reflexion neigenden Naturell wie Paul Wilhelm ist solche Dichtungsweise gerade recht, und er hat auch in der Tat einige sehr schöne dichterische Momente gefunden. Das Hübscheste an dem ganzen Ulk ist, daß die einzelnen Allegorien recht lebendig sprechen und ihr abstraktes Wesen vergessen machen ... Die Dichtung hat gesunden Sinn und Humor ...

„Fremdenblatt" vom 16. Juli 1909: Diese Komödie ist ein kecker Griff in das Wespennest der öffentlichen Meinung, die mit dem verelendeten Geschmack der Snobs und mit tempelschänderischer Spekulation die echte Kunst zum armseligen Aschenbrödel macht. Ein kecker Griff zur rechten Zeit, ein gefährlicher Griff, denn man kann sich an den giftigen Stacheln des Ge-

schmeißes leicht die Hand verbrennen. Aber Paul Wilhelm ist gar nicht bange vor diesen Gifttierchen, er zieht nicht einmal Handschuhe an. Seine Komödie ist vollgesogen von einer satirischen Schärfe, die gleichsam den ganzen Spaltpilzmist verlogener Kunstmache tötet . . . Die romantischen Allüren eines Puppenspiels stehen dieser kleinen mutigen Komödie sehr gut an . . . Mit brennheißem Temperament, immer aber mit Geschmack und Beherrschung, ist diese originelle Anklageschrift hinausgeworfen in die Versumpfung unserer Kunstöffentlichkeit. Geistreiche Ueberraschungen, Worte und Gedanken von soigniertem Schliff im Dialog, knappe verblüffende Charakterisierungen machen die Lektüre überaus interessant. Langweilen wird sich niemand bei dieser wahren „Erlösung“ . . .

Dr. Moriz Necker in der „Wiener Mode“ vom 15. April 1910: . . . ein geistreiches lustiges und tapferes Büchlein, wobei der Kenner auf seine Kosten kommt . . . Eine witzige und amüsante Dichtung, die manchen gutsitzenden Hieb austeilt. Das Stück verdient es, viele Freunde zu finden . . .

„Bühnenbote“, Chemnitz-Wien. Paul Wilhelm ist eine interessante Persönlichkeit in der modernen Literatur . . . In seinem jüngsten Werke tritt er uns als Satiriker von ganz besonderer Eigenart entgegen, der es verstanden hat, der Satire eine romantische und poetische Färbung zu geben. Unser ganzes kulturelles Leben geißelt er in einer stimmungsvollen Puppenkomödie, nicht im Geiste eines höhnenden Spötters, sondern mit warmfühlendem Dichterherzen . . . Sein strahlender Dichtertraum schwebt wie eine zukunftsfrohe Verheißung über dem bunten Spiele bekannter Puppenmasken, die einen witzigen und geistreichen, einen leidenschaftlichen und ironischen Dialog führen . . . Goldene Fäden sind es, die den naturtreuen Marionetten Bewegung geben — Fäden, die ein geistreicher Beobachter gesponnen — goldene Worte, so klangvoll und so lebenswahr, so geistreich und froh, wie sie nur ein Denker und Dichter bilden und schmieden kann.

Heinrich Glücksmann: Einer längst eingesargten literarischen Gattung hat hier der Auferstehungsruf begnadeten Talents das Grab gesprengt . . . Wie diese Gestalten in launigstem, geist- und witzsprühendem Dialog ihre Standpunkte verfechten, das läßt sich nicht im dürftigen Referate nachschildern, das will genossen sein. Selbstredend gelangt Paul Wilhelm, insbesondere in den romantischen Liebesszenen auch als Lyriker zum Worte und erfreut durch schimmernde, blitzblanke, gehaltschwere Verse . . .

Druck von Mänicke u. Jahn in Rudolstadt.




Digitized by Google